



49. Jahrgang.

Deutsches

19. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

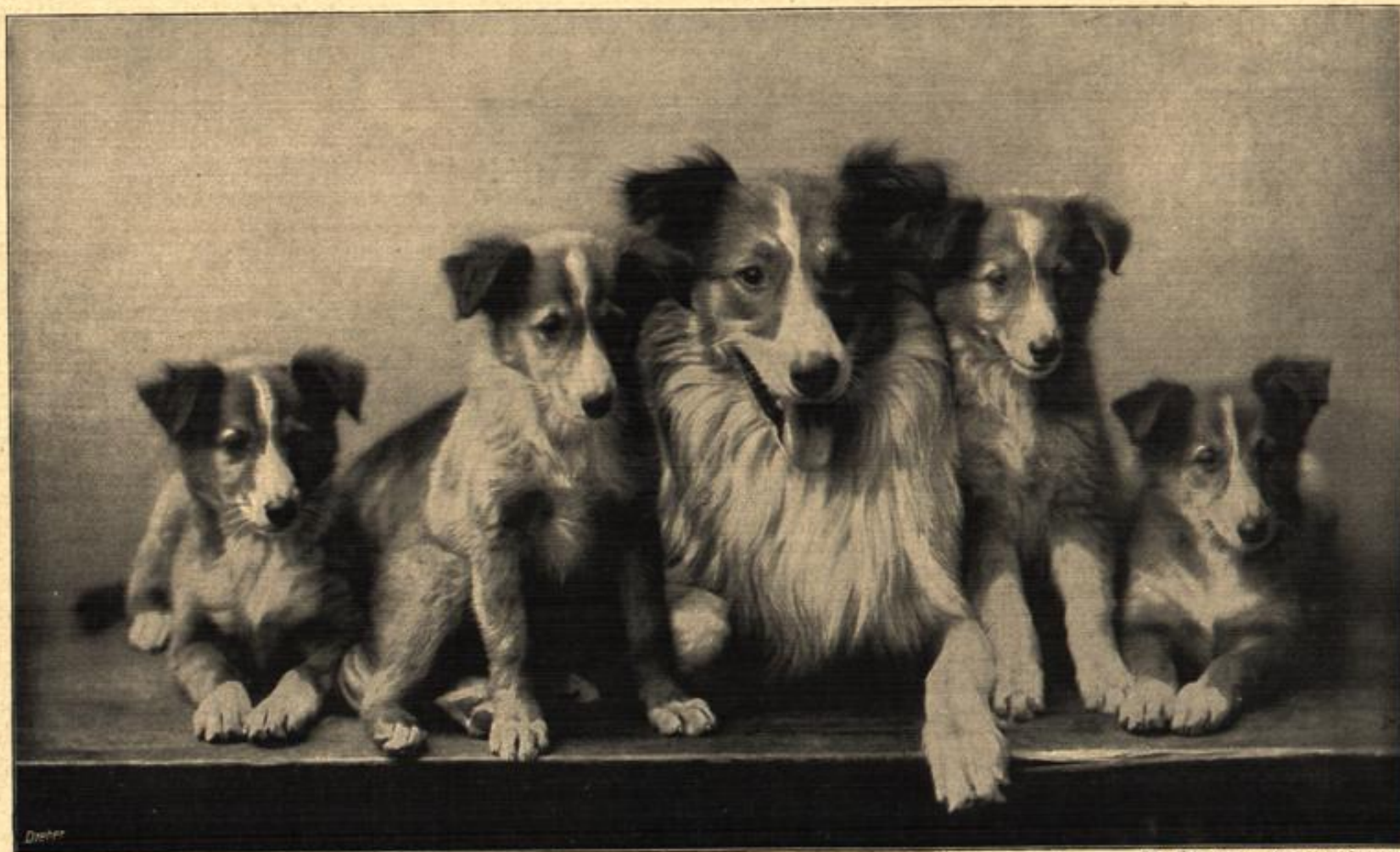
Und nun war Norwood wieder allein. „Ein hartes Stück Arbeit!“ murmelte er. „Aber vielleicht war es besser so!“ Dann schickte er sich an, auch noch die letzten kleinen Vorbereitungen für den kommenden Tag zu treffen. Sie bestanden darin, daß er zunächst das Fenster des Speisezimmers öffnete und den noch übrigen Inhalt der Flasche, aus der er vorhin Panchita die Arznei gereicht, in den Garten hinausgoß. Obwohl es ja im Grunde wenig wahrscheinlich war, daß man das Medikament untersuchen würde, schien es ihm doch geraten, jeder Möglichkeit vorzubeugen, daß man — vielleicht

durch irgend einen tückischen Zufall — den starken Morphinumzusatz entdeckte, durch welchen er die harmlose Mischung in ein sicher wirkendes Schlafmittel verwandelt hatte. Die Flasche selbst verbarg er nach einigem Überlegen in seinem Schreibtisch, um sie an einem der nächsten Tage zu beseitigen, sobald sich ihm die rechte Gelegenheit dazu bieten würde.

Dann that er auch das letzte, das, was ihn vielleicht am schwersten ankam. Er hatte vorhin die Thür von Panchitas Schlafzimmer verschlossen, um ihr den Weg zur Flucht abzuschneiden, falls sie etwa dennoch vorzeitig erwachen und noch Kraft genug haben sollte, sich bis an den Ausgang zu schleppen. Nun aber mußte er sie wieder öffnen, denn es würde ja selbstverständlich Verdacht erregt haben, wenn man entdeckt hätte, daß die tote eine Gefangene gewesen war. Auf den Fußspitzen und ohne Licht tastete Roger Norwood sich die Treppe hinauf. Mit untrüglichen Ortsinn fand er sogleich die rechte Thür, und leise, fast unhörbar schob er den Schlüssel, den er in der Tasche getragen, in das Schloß. Der Riegel sprang mit ver-

nehmlichem Knacken zurück, und nun hätte der Mörder sich ja wieder entfernen können, wenn ihm nicht der Gedanke gekommen wäre, daß es zweckmäßig sein würde, den Schlüssel von drinnen aufzustocken, weil er sich immer dort befand. Aber wie kaltblütig und furchtlos Roger Norwood auch war — die Vorstellung, daß er diese Thür öffnen und, wenn auch nur für einen Moment, in das Zimmer eintreten sollte, erfüllte ihn doch mit Grauen. Er zauderte und lauschte, ob sich drinnen vielleicht noch etwas regte. Aber es blieb alles totenstill. Und da legte er mit energischem Entschluß die Hand auf den Drücker.

So weit nur öffnete er die Thür, daß er sich eben durchzwängen konnte. Die Lampe war erloschen, und es herrschte tiefe Finsternis in dem Gemache. Trotzdem glaubte er etwas Weißes von der Stelle herüber schimmern zu sehen, wo er Panchitas Bett wußte, und das Entsetzen packte ihn mit so graufiger Gewalt, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Aber er überwand es, wie er bisher noch jede unmännliche Schwäche überwunden hatte.



Eine glückliche Mutter.

Phot. Kohn, von Hans Bildersand, Stuttgart.

Mit verhaltenem Atem, damit nichts von den mörderischen Gasen, die den Raum erfüllen mußten, in seine Lungen dringe, brachte er den Schlüssel an seinen ihm bestimmten Platz und schlüpfte wieder hinaus, um dann, nachdem er die Thür hinter sich gezogen, halb bewußtlos gegen die Mauer zu sinken. Minuten vergingen, ehe er sich so weit erholt hatte, daß er das obere Stockwerk verlassen und den Weg nach seinem eignen Schlafzimmer nehmen konnte. Noch hatte er die letzte Treppenstufe nicht erreicht, als vor ihm etwas Lebendiges sich regte und mit lautem, wütendem, das ganze Haus durchschallendem Gebrüll der Bernhardiner des Gärtners auf ihn zusprang. Das Tier, das ihn sonst so gut kannte, achtete heute seinen schmeichelnden Zuruf ebenso wenig als seinen drohenden Befehl; Norwood mußte auf einen ernstlichen Angriff gefaßt sein, wenn er nur noch einen Schritt weiter vorwärts that, und bei seiner Waffenlosigkeit wie bei der Stärke und Gefährlichkeit des Hundes wäre der Ausgang eines hier im Finstern geführten Kampfes ein mindestens recht zweifelhafter gewesen. Obwohl beinahe sinnlos vor Wut und fest entschlossen, das Tier morgen eines qualvollen Todes sterben zu lassen, bot Roger Norwood doch alle erdenklichen Künste auf, um durch freundliches Zureden wenigstens das verräterische Gebrüll zum Schweigen zu bringen. Aber es war umsonst, und das, was er gefürchtet hatte, ereignete sich in der That. Eine Thür knarrte, und aus dem Gange, der nach der weit abseits gelegenen Kammer der Köchin führte, fiel ein flackernder Lichtschein. Gleich darauf stand im dürtigsten Nachtgewande die weiße Gestalt der aus dem Schlafe geweckten Köchin vor ihm unten auf der Diele, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der hochgehobenen Rechten.

„Ach, du lieber Gott, Sie sind es selbst, Herr Norwood! — Gektor, bist du denn ganz und gar des Teufels! Willst du wohl kuscheln!“

Der Hund verstummte und schlich leise knurrend mit einem bösen Blick auf den Befreiten zur Seite. Roger Norwood aber, geisterhaft bleich und mit verzerrten Zügen, stieß unsicher und abgerissen hervor: „Ich war noch einmal hinaufgegangen, um ein Fenster zu schließen, das der Zugwind bewegte. Leuchten Sie mir bis an die Thür meines Schlafzimmers, und — und sprechen Sie zu niemand von diesem Vorfall. Man würde in ganz Hartenstein darüber lachen, wenn man hörte, ich sei von unsem eignen Haushunde gestellt worden wie ein Einbrecher. Es braucht dies also niemand zu erfahren.“

„Nein, gewiß nicht, Herr Norwood!“ versicherte das Mädchen. „Aber wie es Sie angegriffen hat! Sie sehen wahrhaftig aus wie ein Gespenst!“

Er versuchte zu lachen, aber er erschraf selbst über die unheimlichen Laute, die da von seinen Lippen kamen. Schwankend, gleich einem Trunkenen, ging er hinter dem Mädchen her bis an sein Zimmer. Dann, als er sich mit einem Gutenachtgruß zurückziehen wollte, wiederholte er noch einmal:

„Sie werden keinem Menschen etwas davon erzählen — nicht wahr? Ich — ich möchte nicht zu einem Gegenstand des Gespöttes werden. Und wenn Sie schweigen können, soll es fürwahr Ihr Schaden nicht sein.“

Er hatte in die Tasche gegriffen, in der er stets eine Anzahl von Geldstücken lose zu tragen pflegte, und er drückte der Erstaunten in die Hand, was ihm davon zwischen die Finger gekommen war. Noch ehe sie ein Wort des Dankes stammeln konnte, war er hinter der rasch geschlossenen Thür verschwunden.

Neunzehntes Kapitel.

„Würden Sie es nicht für besser halten, Herr von Gilja, Jenny ins Vertrauen zu ziehen und sie damit statt meiner zu einer Genossin Ihrer Arbeit zu machen? Ich habe die Empfindung, daß Sie sie durch diese Heimlichkeit um eine große Freude bringen — um eine Freude, auf die sie als Ihre Braut obendrein ein gutes Recht hat.“

Es war etwa eine Woche nach Herberts Verlobung, als Margarete eines Vormittags diese Worte an ihn richtete. Er hatte ihr wieder einen seiner Versuche gezeigt und hatte mit jener freundschaftlichen Vertraulichkeit, die ihm ihr gegenüber bereits zur Gewohnheit geworden war, ihr Urteil gefordert. Verständnisvoll und freimütig wie immer hatte sie es abgegeben. Aber ehe er ihr dafür danken konnte, hatte sie in auffallend ernstem Tone jene Frage hinzugefügt, die ihn erschütternd ebenso sehr überraschte als unangenehm berührte.

Eine kleine Weile blickte er mit gerunzelter Stirn auf das Blatt nieder, das er in der Hand hielt; dann sagte er mit einem fühlbaren Anflug von Gereiztheit in der Stimme:

„Sie wollen mir also die Kameradschaft aufkündigen, Frau Margarete?“

„Nicht, soweit es sich um meine Gesinnung und um meine innere Anteilnahme an Ihren Werken handelt. Aber Sie müssen selbst einsehen, Herr von Gilja, daß

meine Schwester Ihnen jetzt in allem und jedem am nächsten stehen muß — daß auch die kleinste und unschuldigste Heimlichkeit, durch die sie um dies schöne Vorrecht verkürzt wird, ein Unrecht bedeuten würde.“

„Und wenn es Jenny an jedem Verständnis in künstlerischen Dingen fehlt? Glauben Sie wirklich, daß es mich auf meinem schweren Weg stützen und fördern würde, wenn ich das gute Kind gleichsam zwänge, mir Tag für Tag ein paar herzlich wohlgemeinte, aber urteilslose und vielleicht geradezu thörichte Redensarten zu sagen?“

„Sie schätzen ihr Verständnis zu gering. Jedenfalls hat sie von diesen Dingen ebensoviel gelernt als ich.“

„Als ob es in Fragen des künstlerischen Geschmacks zuerst auf das ankäme, was man gelernt hat! Und Sie wissen wohl, daß ich Jenny nicht herabsetzen will, indem ich ihr jenes Verständnis abspreche. Es kann gar nichts Reizenderes und Amüsanteres geben, als sie über Bilder oder andre Kunstwerke plaudern zu hören, denn ihre naiven Urteile sind von derselben köstlichen Frische und Liebenswürdigkeit wie alles, was sie spricht und thut. In dem Kampfe aber, den ich zu führen habe, ist mir mit solchen kleinen Belustigungen nicht gedient. Und dann — was sollte ich ohne Ihren Beistand beginnen, Frau Margarete, wenn Jenny fort ist? Ich kann doch nicht verlangen, daß sie mir statt der Vielesbriefe ästhetische Abhandlungen schreibt?“

„Sie soll also wirklich fort? Es ist jetzt fest beschlossen?“

„Ja. Meine Mutter hält es für angezeigt, und ich muß die Berechtigung ihrer Gründe anerkennen. Jenny bereitet sich auf ihren künftigen Hausfrauenberuf besser in einem andern Kreise vor als in dem, den sie später beherrschen soll. Und gerade weil wir unser Verlöbniß erst in einigen Wochen bekannt zu machen gedenken, müssen wir alles vermeiden, was den Leuten einen Anlaß zu müßigem Gerede geben könnte.“

„Und wohin wollen Sie sie schicken?“

„Zu den trefflichsten und liebenswürdigsten Menschen von der Welt, zu meinem Oheim Gilja auf Vierlinden, der zwar nicht eigentlich mein Oheim, sondern nur ein ziemlich entfernter Verwandter ist, der aber seit langem als das Oberhaupt und als der gute Geist der ganzen weitverzweigten Familie anerkannt wird. Wir müßten ihn natürlich in das Geheimnis einweihen, und heute morgen ist der Brief gekommen, darin er Jenny auf das allerherzlichste nach Vierlinden zu Gaste ladet. Sie könnte nirgends besser aufgehoben sein als bei diesen prächtigen Leuten, die man lieb gewinnen muß, sobald man nur eine einzige Stunde mit ihnen zugebracht hat.“

„Die Herrschaften, von denen Sie sprechen, leben auf einem Gute?“

„Ja. Oheim Gilja ist ein landwirtschaftliches Genie und vermalet nicht nur seinen eignen, sehr umfangreichen Besitz, sondern auch den unmittelbar angrenzenden meiner Mutter, das Rittergut Rosenau, das mein Vater wenige Monate vor seinem Tode erwarb. Es bestehen schon aus diesem Grunde die lebhaftesten und angenehmsten Beziehungen zwischen ihm und uns.“

„Und Sie dürfen jedenfalls sicher sein, daß Jenny mit Freude einwilligt. Seitdem sie einmal als dreizehnjähriges Mädchen einen Sommer auf dem Lande zugebracht, hegt sie eine Art von Schwärmerei für das Leben auf einem Gute.“

„Das sie überdies jetzt nur von seiner vergnüglichen Seite kennen lernen wird. Aber Sie sehen wohl ein, Frau Margarete, daß Sie unter solchen Umständen gar nicht daran denken dürfen, mir Ihre freundschaftliche Unterstützung zu entziehen. Ich kann mir wahrhaftig gar nicht vorstellen, wie ich dann überhaupt noch weiter arbeiten sollte. Habe ich mich doch gewöhnt, bei jedem Strich, den ich thue, nur daran zu denken, wie er Ihnen gefallen wird; glaube ich doch Ihre strafende Miene zu sehen, wenn ich ermattet und kleinmütig den Stift vorzeitig aus der Hand legen möchte — und ist doch ein tröstliches Wort aus Ihrem Munde noch immer wunderkräftig genug gewesen, mir selbst in Augenblicken des schwersten Zweifels und der tiefsten Niedergeschlagenheit den Glauben an den endlichen Erfolg wiederzugeben. Soll ich nun das alles mit einemmal einbüßen? Soll ich das Glück, die Liebe Ihrer Schwester gewonnen zu haben, mit dem Verlust Ihrer Freundschaft bezahlen?“

„Ich glaube nur meine Pflicht zu thun, Herr von Gilja, indem ich Sie an die Rücksichten erinnere, die Sie Ihrer Verlobten schuldig sind. Und warum sollten wir nicht wenigstens mit voller Offenheit zu Werke gehen können? Es bedrückt mich, auf solche Art eine Heimlichkeit vor meiner Schwester zu haben.“

„O, Sie brauchen sich darum wahrhaftig keine Gewissensbisse zu machen, liebe Frau Margarete. Weshalb meine Versuche so lange ein Geheimnis bleiben müssen, bis ich ihres Gelingens sicher bin, habe ich Ihnen bereits gesagt. Und wird Jennys Freude nicht um so größer sein, wenn ich sie eines Tages mit der Kunde des glücklich gewonnenen Sieges

überraschen darf, eines Sieges, zu dessen Er kämpfung sie mir ja doch nicht hätte behilflich sein können?“

Margarete wußte ihm nichts mehr zu entgegen; denn daß es eine von Tag zu Tag wachsende Furcht vor sich selbst, ein qualendes Mißtrauen in ihre eigne Widerstandskraft war, das sie zu jener Mahnung bestimmt hatte, durfte sie ihm ja unmöglich sagen. Sie hatte keine Ursache, mit dem Erfolg dieser Unterredung zufrieden zu sein, und doch war sie im innersten Herzen glücklich über die Vereitelung ihrer Absicht. Denn die Augenblicke, in denen sie mit Herbert über seine Hoffnungen und Pläne sprechen durfte, bedeuteten ja das Licht und den Sonnenschein ihres durch diese unselige Heirat so hoffnungslos verdorbenen jungen Lebens. Niemals ließ sie sich in ihrem Verkehr mit ihm etwas zu schulden kommen, das sie ihrer Schwester nicht hätte eingestehen können, oder daran sie auch nur mit der leisesten Beschämung hätte zurückdenken müssen; sein eignes Benehmen bewies ja auch deutlich genug, wie wenig er von der wahren Natur ihrer Empfindungen ahnte — und doch lebte sie eigentlich nur noch in dem Gedanken an jene Augenblicke, in der Erinnerung an die köstlichen Freuden, die die schon verflorenen ihr gewährt hatten, und in der verschwiegene Hoffnung auf die Seligkeiten, welche die kommenden ihr verhießen. Sie wußte kaum, wie sie es hätte ertragen sollen, wenn Herbert ihrem Verlangen nachgekommen wäre, und wenn sie auch dies lehte, ach, so bescheidene Glück ihrer Schwester hätte abtreten müssen. Und während sie sich jetzt Vorwürfe machte, daß sie nicht entschiedener auf ihrem Willen bestanden, regte sich's zugleich in ihrem Herzen wie heiße Dankbarkeit gegen das Geschick, das ihr das lehte und schwerste Opfer noch für eine kleine Weile gnädig erlassen hatte.

Ihre Voraussage, daß Jenny der beabsichtigten Veränderung mit Freuden zustimmen würde, erfüllte sich in einer für Herbert und seine Mutter beinahe etwas tränkenden Weise. So lebhaft äußerte sich das Entzücken des jungen Mädchens über die Aussicht, eine längere Zeit auf dem Lande zuzubringen, und so wenig schien der Gedanke an die dadurch bedingte Trennung von dem Verlobten ihre Freude zu beeinträchtigen, daß Margarete — wenn auch vergebens — durch allerlei kleine Winke und Zeichen ihren allzu lauten Jubel einzudämmen versuchte. Man war an der Mittagstafel vereinigt, als der Gegenstand besprochen wurde, und es sah ganz so aus, als ob Jenny am liebsten sofort aufgesprungen wäre, um ihren Koffer zu packen. Sie hatte eine Unmenge von Fragen in Bezug auf die Personen und die Verhältnisse der neuen Umgebung, in die man sie zu versetzen gedachte, und als sie erfuhr, daß auch Frau von Gilja die Eigentümerin eines großen Gutes sei, rief sie, nach ihrer Gewohnheit ohne viel Ueberlegen der ersten Eingebung folgend:

„Aber da wäre ja mit einemmal ein neuer, befriedigender Beruf für dich gefunden, Herbert! Hast du denn noch niemals daran gedacht, Landwirt zu werden?“

Er nahm die Frage für einen Scherz und erwiderte lächelnd:

„Nein, wahrhaftig, dieser glorreiche Gedanke ist mir bisher nicht gekommen. Und ich bezweifle sehr, daß meine Talente dazu ausreichen würden.“

„O, das läme doch auf den Versuch an. Ich für meine Person stelle es mir ganz reizend vor, als Schloßfrau auf einem Rittergute zu schalten, und ich würde meine Sache gewiß nicht schlecht machen. Es ist eine prächtige Idee, und ich verspreche dir schon jetzt, daß ich dir keine Ruhe lassen werde, bis es mir gelungen ist, dich dafür zu gewinnen.“

Herbert hatte keine weitere Entgegnung; aber er blieb im ferneren Verlauf des Mahles recht schweigsam, und die Gedanken, die ihn beschäftigten, schienen sehr ernsthafter Natur. Unmittelbar nach der Aufhebung der Tafel zog er sich zurück, ohne daß Jenny etwas Auffälliges darin fand, und sie war anscheinend gar nicht sehr angenehm berührt, als er eine halbe Stunde später durch seinen Wiedereintritt ihre Unterhaltung mit Frau von Gilja, die sich natürlich noch immer um die bevorstehende Reise drehte, unterbrach.

„Hast du ein paar Minuten für mich übrig, liebe Jenny?“ fragte er. „Ich möchte dir etwas zeigen.“

Sie erhob sich bereitwillig, wenn sie auch gewiß viel lieber geblieben wäre, um ihren schier unersättlichen Wissensdurst in Bezug auf Vierlinden und Rosenau noch weiter von der geduldigen alten Dame stillen zu lassen. Und es setzte sie in nicht geringe Verwunderung, daß Herbert sie durch die Gemäldegalerie in sein Atelier führte, das sie seit ihrem ersten Besuche noch immer nicht wieder betreten hatte. Ihre so lange durch allerlei phantastische Vorstellungen genährte Scheu vor diesem verbotenen Raum hatte sich nach und nach in eine ausgeprägte Abneigung verwandelt. Sie fand ihn heute gar nicht mehr hübsch, und da sie überdies der Meinung war, daß er in seiner gegenwärtigen Gestalt nur danach angethan sei, ihren Verlobten ganz unnötigerweise immer wieder an sein Mißgeschick zu erinnern, sagte sie in der besten und harmlosesten Absicht von der Welt:

„Würdest du es nicht sehr nett finden, Herbert, wenn Mama diesen Saal in einen Wintergarten umwandeln ließe? Das gäbe einen höchst effektvollen Abschluß für die Galerie und gewiß einen entzückenden Aufenthalt für unsre abendlichen Theestunden. Willst du, daß ich es ihr vorschlage? Oder möchtest du sie vielleicht selbst an ihrem nächsten Geburtstag durch diese Veränderung überraschen?“

„Du hältst es also für ganz ausgeschlossen, daß das Atelier eines Tages seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden könnte?“

„Wie sollte das geschehen? Du willst es doch nicht etwa einem andern Maler überlassen?“

„Nein. Aber davon später! — Sieh her, lieber Schatz! Dies ist es, was ich dir zeigen wollte!“

Er wies auf ein paar Skizzenbücher und eine Anzahl loser Blätter, die er auf dem Zeichentisch ausgebreitet hatte. Es waren die bisherigen Ergebnisse seines heißen Bemühens, der linken Hand die Geschicklichkeit der außer Gebrauch gesetzten rechten anzuerziehen, zwanzig- und dreißigfache Wiederholungen der nämlichen Gegenstände, von den ersten unbeholfenen Versuchen an bis zu jenem Grade der Vollendung, der für ihn vorläufig noch die äußerste Grenze des Erreichbaren darstellte. Mit wachsender Verwunderung blickte Jenny auf die sonderbare Sammlung hin.

„Dies? — Aber das ist drollig. Es sind Arbeiten aus deiner Schülerzeit — nicht wahr?“

„Ja. Aber aus einer Schülerzeit, die eben erst begonnen hat. Ich wollte dir vorläufig noch ein Geheimnis daraus machen; aber ich sehe ein, daß es aus mancherlei Gründen besser ist, es dir nicht zu verbergen.“

Und da sie ihn noch immer ganz verständnislos ansah, erklärte er ihr in kurzen, schlichten Worten, welche Bewandnis es mit diesen zeichnerischen Versuchen habe. Mit allen Anzeichen größten Erstaunens hörte sie ihm zu, und als sie ihn völlig begriffen zu haben glaubte, schüttelte sie mißbilligend das Köpfchen: „Willst du, daß ich dir ganz offen meine Meinung darüber sage, Herbert?“

„Ich habe dich hierher geführt, um sie zu vernehmen.“

„Ich verstehe nichts von der Kunst, und ich weiß darum auch nicht, ob diese Arbeiten gut oder schlecht sind. Aber du sagst selbst, daß du mit ihnen sehr wenig zufrieden bist, und doch hast du dich schon wochenlang damit abgemüht. Fürchtest du nicht, daß es etwas Unmögliches sein könnte, was du dir da vorgenommen hast?“

„Allerdings — ich fürchte es zuweilen,“ sagte er, ohne daß sie den merkwürdig verhaltenen Ton dieser Antwort bemerkte.

„Nun, siehst du — dann wäre es doch aber viel besser, es gar nicht erst weiter zu versuchen. Du wirst ja auf solche Weise niemals dahin kommen, dich mit dem Gedanken auszuöhnen.“

„Mit welchem Gedanken, Jenny?“

„Ach, du weißt wohl, was ich meine. Es ist ja gewiß sehr schön, ein schaffender Künstler zu sein, und ich bin überzeugt, daß du ein berühmter Maler geworden wärest, aber wenn es doch nun einmal nicht sein kann...“

„Nun? Nur weiter! Wenn es nun doch einmal nicht sein kann...“

„So muß man sich tapfer damit abzufinden wissen,“ erklärte sie energisch. „Wer einmal nach dem Höchsten gestrebt hat, wie du, dem könnte ein kümmerlicher, halber Erfolg ja doch keine Befriedigung gewähren. Was man nicht ganz sein kann, das soll man gar nicht erst zu werden versuchen.“

„Und diese Lebensweisheit — kommt sie aus deinem eignen Köpfchen?“

„Ich weiß nicht, ob es eine Weisheit ist, und ich möchte sie jedenfalls nicht dafür ausgeben. Aber ich habe es in dieser letzten Zeit doch auch an mir selbst erfahren.“

„An dir selbst?“ fragte er verwundert. „Inwiefern?“

„Ja, ich wollte doch auch eine Künstlerin werden, eine große Künstlerin, die durch ihren Gesang Ruhm und Bewunderung erntete! Und ich habe mich, wie du siehst, nicht der Verzweiflung hingegeben, als ich diese Hoffnung begraben mußte, weil — weil — nun, du kennst ja die Gründe.“

Sie schmiegte sich an ihn, und er legte seinen Arm zärtlich um ihren fast noch kindlich schlanken Leib. Aber der Ausdruck eines tiefen, ja schmerzlichen Ernstes wies darum nicht von seinem Gesicht.

„Vergieb mir, mein Lieb — aber daran, daß ich dir ein so schweres Opfer auferlege, habe ich Selbstsuchtiger bisher noch nicht einmal gedacht.“

„O, du darfst mich nicht mißverstehen, Herbert! Wenn mir das Opfer so schwer ankäme, hätte ich es ja nicht zu bringen brauchen; denn niemand hat mich dazu gezwungen. Ich erwähnte es nur, um dir zu zeigen, daß ich mich sehr gut in deine Lage hineinsetzen kann. Es wäre eine Lüge, wenn ich dir sagte,

daß ich meinen Künstlerinnenraum ganz ohne Herzweh aufgegeben habe. Und es ist nur natürlich, daß du dich über dein Unglück noch mehr grämen müßtest, denn du hast nur gezwungen aufgegeben, auf was ich freiwillig verzichtete. Aber am Ende kommt es doch beinahe auf eins heraus. Und wie ich jetzt nur noch den Ehrgeiz habe, eine recht tüchtige Hausfrau zu werden, so wirst auch du bei einigem guten Willen gewiß eine andre Lebensaufgabe finden, zu deren Erfüllung du nicht mehr als eine Hand nötig hast, und die dich schließlich ebenso befriedigt wie die Malerei.“

„Die Landwirtschaft zum Beispiel?“

In ihrem gutgemeinten Eifer hörte Jenny den bitteren Spott in dieser Frage nicht. „Ach ja, das wäre das Schönste!“ rief sie lebhaft. „Und wenn du mir eine große, eine sehr große Freude machen willst, solltest du es wenigstens damit versuchen. Ich denke, in dem Verkehr mit der Natur müßtest du deinen Kummer über das Verlorene auch viel schneller vergessen als hier in der Stadt, wo dich auf Schritt und Tritt alles von neuem daran erinnert.“

Sie nahm sein Schweigen für einen Beweis, daß ihre Worte bereits angingen, Eindruck auf ihn zu machen, und darum fuhr sie fort, ihm in ihrer reizend naiven Art die Herrlichkeiten des Landlebens auszumalen, so wie sie sich in ihrem unerfahrenen Kinderköpfchen darstellten. Aber diese drollig lebenswürdige Beredsamkeit, die ihn sonst bezaubert hatte, zerriß ihm jetzt das Herz, und nach einer kleinen Weile fühlte er sich nicht mehr im Stande, sie länger zu ertragen.

„Vielleicht hast du vollkommen recht mit allem, was du da sagst, liebe Jenny; aber es ist doch wohl nicht nötig, daß ich mich gleich auf der Stelle für den neuen Beruf entscheide. Wir werden später noch einmal darüber reden — nicht wahr?“

„Ganz wie du willst. — Und ich habe dir doch nicht weh gethan, Herbert?“

„Gewiß nicht mit Bedacht, mein süßes Lieb! Und nun geh wieder zu Mama, mit der es sicherlich vieles wegen der bevorstehenden Reise zu besprechen giebt. Ich habe hier noch einiges zu ordnen, aber ich folge dir bald nach.“

Er bemühte sich, ganz so herzlich und liebevoll zu sein wie immer, und er war zornig über die eigne Schwäche, weil er fühlte, daß es ihm nicht völlig gelang. Auch Jenny empfand deutlich die seltsame Veränderung in seinem Wesen, aber sie hatte nicht den Mut, ihn nach der Ursache zu fragen. Schon vor ihrem Verlöbniß waren in dem Verkehr mit Herbert öfter Augenblicke gekommen, wo sie sich plötzlich vor ihm fürchtete, ohne doch recht zu wissen, weshalb. Und stärker als je zuvor überkam dieses Gefühl einer rätselhaften Furcht sie in dem gegenwärtigen Moment. Er war ihr mit einemmal wie ein ganz Fremder, dem sie Gewalt über sich eingeräumt hatte, ohne sich bewußt zu werden, was sie damit that. Sie erschrak über die Verwegenheit, mit der sie zu ihm gesprochen, und sie fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, sich vor ihm zu verstecken. Ohne ein Wort der Erwiderung schlüpfte sie hinaus, mit klopfendem Herzen und brennenden Wangen, als laste die Erkenntnis eines schweren Unrechts auf ihrem Gewissen.

Herbert von Silsa aber griff sich, sobald er allein war, mit einer wilden Gebärde in das lockige Haar.

„Sie versteht mich nicht — sie wird mich niemals verstehen! Herr Gott im Himmel — was soll das werden!“

Zwanzigstes Kapitel.

Es war gegen zehn Uhr vormittags, als der Bürgermeister von Hartenstein in seiner Eigenschaft als Polizeichef dieser Stadt in der von Roger Norwood bewohnten Villa erschien. Ein von Doktor Langschmidt abgesandter Bote hatte die Anzeige erstattet, daß Mrs. Norwood heute früh von ihrem Kammermädchen tot aufgefunden worden sei, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach Selbstmord durch Vergiftung mit Kohlenoxydgas vorliege. In jedem andern Fall würde der Herr Bürgermeister einen seiner Untergebenen mit der amtlichen Aufnahme des Thatbestandes beauftragt haben; in Anbetracht der hervorragenden gesellschaftlichen Stellung des Mr. Norwood aber hielt er es für geboten, sich in eigner Person zu bemühen, damit die Empfindungen des so hart getroffenen Mannes nicht vielleicht obendrein durch irgendwelche Taktlosigkeiten verletzt würden.

Er wurde von der verstört dreinblickenden Köchin empfangen und erfuhr, daß der Hausherr sich mit dem Arzte oben im Schlafzimmer der gnädigen Frau befände. Da es seine Pflicht war, zunächst die Leiche in Augenschein zu nehmen, bat der Bürgermeister, ihn dahin zu führen und ihn bei Mr. Norwood mit dem Hinzufügen zu melden, daß er in amtlicher Eigenschaft komme. Er wurde ersucht, einzutreten, und ein tief erschütterndes Bild war es, das sich seinen Blicken darbot.

Auf dem Bett, das man von der Wand fort in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, lag in ihrem weißen Nachtwand, bis zur Brust hinauf von einer

seidenen Decke umhüllt, die Tote, von dem durch das offene Fenster in goldener Fülle hereindringenden Licht des ersten schönen Frühlingstages umflossen. Der entsetzliche Kampf, in welchem ihre jugendliche Lebenskraft gegen den erbarmungslosen Bürger gerungen, hatte seine Spuren nur zu deutlich in den von Angst und Schmerz verzerrten Zügen ihres bläulich verfärbten Antlitzes zurückgelassen. Er hatte alle Schönheit hinweggewischt, und das selbe Gesicht, das noch gestern für jedermann ein Gegenstand der Bewunderung und des Entzückens gewesen, in eine Furcht und Grauen einflößende Larve verwandelt.

Am Kopfende des Lagers hatte bis zu dem Augenblick, da der Bürgermeister eintrat, Roger Norwood gesessen. Nun stand er auf und ging dem Besucher einige Schritte entgegen. Er sah bleich und düster aus. Die Hand, die er dem andern reichte, war kalt wie Eis.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Bürgermeister — ich bin zu Ihrer Verfügung.“

„Erlauben Sie mir vor allem, Mr. Norwood, als Mensch meiner innigsten Teilnahme an Ihrem schweren Unglück Ausdruck zu geben. Ich habe die Pflichten, die mein Amt mir auferlegt, niemals so drückend empfunden wie in diesem Augenblick.“

„Ich danke Ihnen. Aber ich weiß, daß gewisse Formalitäten erfüllt werden müssen, und ich bitte Sie deshalb, keinerlei Rücksichten auf meine Gefühle zu nehmen.“

„Wollen Sie mir gestatten, zunächst einige Fragen an Herrn Doktor Langschmidt zu richten?“

Der, dessen Namen er da nannte, hatte ihnen bisher den Rücken gewendet. Er saß an einem vor das Fenster gerückten Tisch und schrieb. Langsam, mit augensichtlichem Widerstreben drehte er ihnen jetzt sein Gesicht zu, ein fahles, verfallenes Gesicht, das dem Bürgermeister fast unheimlich verändert vorkam mit seinen hundert Falten und dem struppig zerzausten grauen Bart.

„Was wünschen Sie von mir? — Ich bin eben im Begriff, einen ausführlichen Bericht für die Behörde aufzusetzen. Sollte das nicht genügen?“

„Um einen solchen Bericht würde ich Sie ohnehin gebeten haben, Herr Doktor, da ich ihn zu den Akten geben muß. Was ich jetzt von Ihnen zu hören wünsche, ist nur eine kurze mündliche Auskunft über die von Ihnen bewirkten Feststellungen.“

„So fragen Sie! — Ich bin nicht darin geübt, Vorträge zu halten.“

Es hatte niemals ein sonderlich gutes Verhältnis zwischen den beiden bestanden, da der Bürgermeister wiederholt und nachdrücklich die Pflichtwidrigkeiten hatte rügen müssen, deren sich Doktor Langschmidt in seiner Eigenschaft als städtischer Armenarzt schuldig gemacht. Der merkwürdig rauhe und barsche Ton des Doktors aber setzte den Beamten trotzdem in Erstaunen.

„Sie ließen mir mitteilen, daß Mrs. Norwood infolge einer Vergiftung durch Kohlenoxydgas aus dem Leben geschieden sei, und zwar freiwillig. Darf ich fragen, wie Sie zu diesen Schlüssen gekommen sind?“

„Auf eine sehr einfache Weise. Als ich heute Morgen bald nach acht Uhr hierher gerufen wurde, hatte man zwar das Zimmer bereits gelüftet, aber die Kohlenglut im Ofen, die also während der ganzen Nacht gebrannt haben mußte, war noch nicht völlig erloschen, und die Abzugsklappe war geschlossen. Der Schluß auf die Todesursache einer Person, die sich bei geschlossenem Fenster die Nacht über hier befunden hatte, war dadurch von selbst gegeben. Die Untersuchung der Leiche ergab eine Bestätigung, deren es für mich kaum noch bedurft hätte.“

„Die Abzugsklappe wurde erst von Ihnen geöffnet — es hatte also vorher noch niemand auf die Ursache geraten?“

„Nein. Die Hausbewohner waren natürlich ganz kopflos, wie immer in solchen Fällen. Sie hatten das Fenster nur geöffnet, weil sie das Zimmer von dem Dunst der nach langem Schwelen erloschenen Lampe erfüllt glaubten.“

„Und Sie haben natürlich zunächst Wiederbelebungsversuche angestellt, die ja in solchen Fällen mitunter selbst dann noch von Erfolg sein können, wenn der Tod bereits eingetreten schien.“

„Ich für meine Person verfüge leider nicht über die Fähigkeit, Tote zu erwecken, Herr Bürgermeister. Ich habe durch sorgfältige Untersuchung und durch Öffnen einer Ader festgestellt, daß Mrs. Norwood schon mehrere Stunden vor meiner Ankunft gestorben war. Mehr zu thun, ging über meine Kraft.“

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie Ihre ärztlichen Pflichten vollkommen erfüllt haben, Herr Doktor. Aber scheint es Ihnen nicht auch denkbar, daß das vorzeitige Schließen der Ofenklappe auf ein Versehen oder — auf — auf eine Böswilligkeit zurückzuführen sein könnte?“

Doktor Langschmidt machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern. Sein Gesicht konnte der Bürgermeister jetzt nicht sehen, da er sich schon wieder



Osterglocke.

Die grosse Osterglocke schallt!
Der Frühling zieht am Glockenstrang.
Das jauchzt und dröhnt so mit Gewalt!
Es ist ein Auferweckungsklang —

Als öffnete sich das Verliess
Und Jubelstimmen riefen: „Frei!“
Als wenn der Türmer plötzlich blies
Hinein ins dumpfe Einerlei! —

Das holde Leben steht vorm Thor.
Herein! herein! Vielsüsse Frau!
Ihr Freudenfarben all hervor,
Scharlach und Gold und Himmelblau!

Die sammtnen Teppiche herbei,
Die goldengrünen, buntgeziert!
Stimmt Flöten, Geigen und Schalmei
Und musiziert und jubiliert!

Duftflocken streu' der Blütenbaum!
Es ist vorbei mit Harm und Haß!
Die Trauer war ja nur ein Traum,
Ein Traum war die Gefangenschaft!

Frida Schanz.

Aquarell von Else Egger.



Frühling. Nach dem Gemälde von E. Labitte.

über seinen Bericht gebeugt hatte, anscheinend um hier und da etwas zu verbessern.

„Ich bin nicht allwissend, und kann selbstverständlich nur nach dem urteilen, was zu meiner Kenntnis gelangt ist. Danach steht es für mich allerdings fest, daß Mrs. Norwood sich selbst den Tod gegeben hat. Sie war geistig nicht ganz gesund und litt an zeitweiligen Zuständen der Melancholie und des Lebensüberdrußes, die sich schon früher mehrfach bis zu Selbstmordversuchen gesteigert hatten.“

„Das wäre allerdings eine überzeugende Erklärung. Sie haben Mrs. Norwood schon zu ihren Lebzeiten gekannt?“

„Ich habe sie ärztlich behandelt und seit einer Reihe von Wochen täglich mindestens eine Stunde in ihrer Gesellschaft zugebracht.“

„Sie haben dabei die Symptome des von Ihnen erwähnten seelischen Leidens an ihr bemerkt?“

„Ja. Aber wenn dies ein richtiges Verhör werden soll, so möchte ich bitten, die Fortsetzung auf eine mir besser gelegene Stunde zu verschieben. Ich muß jetzt zu meinen Patienten.“

„Ich bin schon fertig, Herr Doktor! Alles weitere wird ja, wie ich vermute, Ihr Bericht ergeben. Eine einzige Frage nur muß ich mir noch gestatten. Wenn sich, wie Sie sagen, schon früher solche bedenklichen Erscheinungen gezeigt hatten, hielten Sie es da nicht für Ihre Pflicht, die Umgebung der Kranken zu warnen und ihr die äußerste Wachsamkeit einzuschärfen?“

„Es bedurfte dessen gar nicht; denn man that in dieser Hinsicht auch ohne meine Warnung alles, was menschenmöglich war. Mrs. Norwood war niemals ohne Beaufsichtigung, auch nicht während der Nacht. Aber sie hatte ein Mittel gefunden, sich gestern Abend dieser Aufsicht zu entledigen, indem sie das Mädchen, das neben ihrem Zimmer zu schlafen pflegte, zum Besuch des Kriegervereinsfestes beurlaubte und ihr befahl, den Rest der Nacht bei ihrer Mutter in der Stadt zu verbringen.“

„Und Sie haben darin gar nichts Auffälliges gefunden, Herr Norwood?“ wandte sich der Bürgermeister zum erstenmal wieder an den unglücklichen Witwer, der mit tief gesenktem Haupt neben dem Lager der Toten stand und von allem, was da gesprochen worden war, anscheinend nicht ein Wort gehört hatte, da er jetzt ganz verwirrt und verstört aus seinem Brüten emporfuhr.

„Was sagen Sie, Herr Bürgermeister? — Worin sollte ich etwas Auffälliges gefunden haben?“

„In dem Umstande, daß Ihre Frau das Mädchen fortgeschickte und zwar gleich für die ganze Nacht.“

„Ja, wenn ich es gewußt hätte! Aber ich hatte keine Ahnung davon. Der Doktor wird es mir bezeugen, mit dem ich gestern bis gegen Mitternacht unten im Speisezimmer zusammensaß und dem gegenüber ich meinem Vertrauen in die Zuverlässigkeit jener Person Ausdruck gab.“

„Einer Bestätigung für die Richtigkeit Ihrer Worte bedarf es selbstverständlich nicht, Herr Norwood,“ sagte der Bürgermeister verbindlich. „Das, was ich soeben aus dem Munde des Herrn Doktor Langschmidt gehört habe, klärt ja den traurigen Sachverhalt so vollständig auf, daß ich schon jetzt auf alle weiteren Erhebungen verzichten würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihnen für die Folge jede nochmalige Belästigung zu ersparen. Ich möchte also um die Erlaubnis bitten, der Form halber auch an Ihre Hausgenossen noch einige Fragen richten zu dürfen.“

„Sie finden sie alle anwesend, Herr Bürgermeister, und ganz zu Ihrer Verfügung. Aber Sie werden es, wie ich denke, vorziehen, die Vernehmung in einem andern Zimmer zu bewirken. Wenn es Ihnen recht ist, geleite ich Sie hinunter und rufe die Leute zusammen.“

Der andre erhob keinen Einwand, und sie gingen hinaus, nachdem sich der Bürgermeister mit einer leichten Verbeugung, die aber unbeachtet und unerwidert blieb, von dem Arzt verabschiedet hatte. Sobald die Thür hinter ihnen zugefallen war, schleuderte Doktor Langschmidt die Feder auf den Tisch und hämmerte sich wohl eine Minute lang mit beiden geballten Fäusten gegen die Stirn.

„Schuft!“ stöhnte er. „Feiger, verfluchter Schuft!“ Dann fielen ihm die Arme schlaff herab und er stierte auf das mit triphlichen, schwer leserlichen Schriftzügen bedeckte Blatt.

„Ich kann es ja noch zerreißen,“ sprach er vor sich hin, „ich kann ja noch alles widerrufen. Aber ich werde es nicht thun — ich werde nicht — weil ich ein Schuft bin — ein armerlicher, feiger Schuft!“

Er nahm die Feder wieder auf, um mit trappenden Zügen seinen Namen unter den Bericht zu setzen.

Unten, im Arbeitszimmer des Hausherrn vernahm unterdessen der Bürgermeister die Dienstboten. Roger Norwood wohnte diesem Verhör nicht bei, sondern hatte sich diskret in das Nebengemach zurückgezogen, wohin nur hier und da ein paar verlorene Worte

brangen von dem, was in dem anstößenden Raum gesprochen wurde. Natürlich bildeten die Aussagen der Leute lediglich eine Bestätigung dessen, was der Arzt und der Gatte der unglücklichen Frau dem Bürgermeister bereits mitgeteilt hatten. Die sechzehnjährige Kammerjose machte den Anfang; denn sie war es gewesen, die das Schreckliche zuerst entdeckt hatte. Ahnungslos hatte sie nach zweimaligem vergeblichem Klopfen auf den Fußboden das Zimmer ihrer vermeintlich noch schlafenden Herrin betreten, um dann nach einem Blick auf das verfarbte und verzerrte Antlitz der Toten gleich einer Wahnsinnigen hinauszuflüchten und mit ihrem gellenden Geschrei die übrigen Hausbewohner zu alarmieren. Noch immer war die Arme so ganz eine Beute ihres Entsetzens, daß sie am ganzen Leibe zitterte und daß es Mühe kostete, einen ordentlich zusammenhängenden Satz aus ihr herauszubringen. Sie hatte am verflochtenen Abend in dem Benehmen ihrer Herrin durchaus nichts Auffälliges bemerkt — es sei denn, daß ihr die Dame heiterer und gesprächiger erschienen war als sonst. Die Erlaubnis zum Besuch des Kriegerfestes hatte ihr, wie sie glaubhaft versicherte, Mrs. Norwood ganz aus eigenem Antrieb gegeben; ja, sie war sogar etwas ungeduldig geworden, als die Jose Bedenken geäußert hatte, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen. An die Möglichkeit einer Katastrophe, wie sie jetzt eingetreten war, hatte das Mädchen ebensowenig geglaubt als einer der andern Dienstboten. Sie alle: der Gärtner, die Köchin und die für die groben Arbeiten angenommene Magd, die allerdings von den intimen Vorgängen des Hauses wenig wußte, bekundeten übereinstimmend, daß Mrs. Norwood eine feine, liebenswürdige Dame gewesen sei, die wohl manchmal stundenlang mit traurigem Gesicht und ganz in Gedanken versunken dagelegen habe, die sie aber niemals für geisteskrank oder lebensüberdrüssig gehalten hätten. Der Köchin gegenüber hatte sie allerdings einmal geäußert, daß sie krank werden und sterben würde, wenn sie noch lange in diesem ihr verhassten Hause bleiben müsse. Aber sie hatte das Mädchen gleich nachher auf das dringendste gebeten, gegen keinen Menschen etwas von diesen Worten verlauten zu lassen, da es eine thörichte und unüberlegte Bemerkung gewesen sei. Auf seine vorsichtige Frage, ob Mrs. Norwood sich nach den Wahrnehmungen der Leute vielleicht in ihrer Ehe unglücklich gefühlt habe, erhielt der Bürgermeister von allen eine bestimmt verneinende Antwort. Keiner hatte jemals etwas von einem Streit oder auch nur von einer Verstimmung zwischen den beiden Gatten bemerkt. Und nach einem kleinen schamhaften Zögern erzählte die Köchin, daß sie Mr. und Mrs. Norwood gestern Abend sogar in einer sehr zärtlichen Umarmung überrascht habe, und daß während des Abendessens, bei welchem sie die Herrschaft bedient, die Unterhaltung eine sehr lebhafte und heitere gewesen sei.

Auch für die Vermutung, daß das Unglück etwa durch die Fahrlässigkeit eines Dienstboten verschuldet worden sei, ergab das Verhör nicht den geringsten Anhalt. Die Verschlussklappe blieb sonst überhaupt immer offen, und es konnte sie deshalb niemand aus Unvorsichtigkeit zu früh geschlossen haben. Dem Bürgermeister würde es geradezu als eine Thorheit erschienen sein, bei dieser durchaus klaren und unzweideutigen Sachlage noch weitere Zeit und Mühe an zwecklose Erhebungen zu verschwenden. Er erklärte den Leuten, daß sie an ihre Arbeit zurückkehren könnten und reichte dem wieder eintretenden Hausherrn noch einmal voll herzlicher Teilnahme die Hand.

„Das Gutachten des Doktors und die Befundungen Ihrer Dienerschaft, mein werter Herr Norwood, machen jeden Verdacht hinfällig, der eine behördliche Einmischung in diese für Sie so traurige Angelegenheit rechtfertigen könnte. Wir haben es ohne allen Zweifel mit einem Unglück zu thun, für das niemand eine Verantwortung trifft, und man wird Ihnen demgemäß noch heute eine amtliche Mitteilung zustellen, wonach Sie über die irdische Hülle der Verstorbenen nach Ihrem Ermessen bestimmen können. Sie haben ja wahrscheinlich nicht die Absicht, sie hier in Gartenstein bestatten zu lassen.“

„Doch, Herr Bürgermeister. Die Reise nach Leadville in Colorado wäre zu weit. Und wenn ich meine arme Panchita nicht dort neben ihren Eltern begraben kann, so ist jedes andre Erdenstücken gleich gut oder gleich schlecht geeignet, ihr die letzte Ruhestätte zu bieten. Aber ich werde mir auf dem Gartensteiner Friedhof einen Platz neben dem Grabe der Verewigten sichern, und werde Sorge tragen, daß man mich nach meinem Tode hierher bringt, von welchem Ende der Welt es auch immer sein mag.“

„Es ist also nicht Ihre Absicht, hier zu bleiben?“

„Ich weiß es nicht. Und Sie begreifen, daß diese entscheidenden Stunden tiefsten Jammers nicht die Zeit sind, weittragende Entschlüsse zu fassen. Wohl ist es mir, als könnte ich gar nicht schnell genug einem Ort entfliehen, an dem ich so Schreckliches erleben und das Glück meines Daseins begraben mußte. Aber es giebt

daneben auch Rückfichten, die mich einstweilen noch hier festhalten, und ich vermag in diesem Augenblick noch nicht zu sagen, ob ich mich durch das eine oder durch das andre bestimmen lassen werde.“

„Seien Sie jedenfalls nochmals meines wärmsten Mitgeföhls versichert! Zürnen Sie mir nicht wegen der Belästigung, die ich Ihnen nach den bestehenden gesetzlichen Vorschriften leider nicht ersparen konnte, und verfügen Sie über mich, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen als Privatmann oder als Beamter irgendwie von Nutzen sein kann.“

Er atmete erleichtert auf, als er durch den sonnenbeschiedenen Garten der Villa der Gitterthür zuschritt, denn es war im Grunde doch eine der peinlichsten von allen amtlichen Verrichtungen gewesen, die seine Stellung ihm bisher auferlegt hatte. Es kam ihm nicht in den Sinn, den Kopf nach dem Hause zurückzuwenden. Und auch wenn er es gethan hätte, würde er wohl kaum das dämonische, triumphierende Antlitz des Mannes wahrgenommen haben, der hinter dem Fenstervorhang seines Arbeitszimmers stand und mit einem grausamen Hohnlächeln dem bewegten Herzens Fortgehenden nachblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener-Neustadt.

(Bilder S. 448.)

„Allzeit getreu“ lautet der ehrende Beiname, welchen das kleine niederösterreichische Landstädtchen inmitten des unfruchtbaren Steinfeldes führt, und in dem unscheinbaren Wörtchen verkörpert sich der Niederschlag einer siebenhundertjährigen, ereignisvollen Geschichte. Nachdem Herzog Leopold V. von Oesterreich 1192 die grüne Steiermark erworben, gründete er an jenem Punkte, wo die Semmeringstraße dicht an die ungarische Grenze herantritt, eine nova civitas mit festen Mauern und Wällen, um den wichtigen Verbindungsweg nach dem neugewonnenen Lande vor den beuteluftigen Magyaren zu sichern. Ein halbes Jahrtausend lang erfüllte die Stadt unter den Babenbergern und Habsburgern die schwere Pflicht, mit ihrer Brust das Hinterland gegen die von Osten ansturmenden Barbaren zu decken. Vor ihren Thoren starb 1246 Herzog Friedrich der Streitbare, der letzte seines ruhmreichen Geschlechts, in siegreicher Ungarnschlacht den Heldentod. Ein Menschenalter später bestieg Rudolf von Habsburg die alten Privilegien des Gründers und seiner Nachfolger, und fortan begleitete landesfürstliche Gunst dies feste Bollwerk österreichischer Macht auf seinem schicksalreichen Entwicklungsgang. Friedrich III., 1440 zum Deutschen Kaiser gewählt, schlug in der Neustädter Burg seine Residenz auf; unter ihm erlebte die treue Stadt ihre höchste Blüte und wurde für kurze Zeit ein Mittelpunkt deutschen Kunstlebens, bis sie 1487 der kriegerische Ungarnkönig Mathias Corvinus nach hartnäckiger Belagerung bezwang und der Stephanskronen unterthänig machte. Zwar gelang es schon nach wenigen Jahren König Maximilian, seinen Geburtsort wieder zurück zu erobern; allein der alte Wohlstand war verschwunden, und während der zweihundertjährigen Türkennot sank die einstige Kaiserresidenz zu einem stillen, bedeutungslosen Landstädtchen herab. Erst unter Maria Theresia und Joseph II. lebten wieder neue Triebe an. Wiener-Neustadt hatte zwar seine Rolle als Festung endgültig ausgespielt; es trat aber dafür eine bessere an als Industrie-, Handels- und Schulstadt. Nach mannigfachen Rückschlägen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hob es sich in jeder Beziehung und ist heute mit mehr als 25 000 Einwohnern der ansehnlichste Ort im niederösterreichischen Flachlande.

Ungeachtet dieser historischen Vergangenheit ist das Gepräge Wiener-Neustadts ein durchaus modernes. Zwar erinnert der große rechteckige Hauptplatz, welcher den Mittelpunkt der ungewöhnlich regelmäßigen Stadtanlage bildet, mit der barocken Mariensäule und den schweren, gotischen Laubengängen, die ihn heute noch an zwei Seiten umgeben, an längst verschwundene Zeiten. Sonst aber hat die Gegenwart mit den Denkmälern des Mittelalters und der Renaissancezeit leider ziemlich schonungslos ausgeräumt. Insbesondere die alten Befestigungen, die Thore, Türme, Innenmauern und Bastionen sind bis auf geringe Spuren verschwunden. Nur die Kirchen legen heute noch ein sprechendes Zeugnis von dem Alter und dem einstigen Rang der Stadt ab. Die Liebfrauentirche, von 1469 bis 1785 bischöfliche Kathedrale, ist eine gewaltige, spätromanische Basilika mit zwei über 60 Meter hohen Steintürmen, welche vor kurzem erneuert wurden, und einem schlanke, spätgotischen Chorbau, in dessen Gruftgewölben die Geschwister Kaiser Friedrichs III. ruhen. In unmittelbarer Nähe dieses Gotteshauses steht der ehemalige Bischofspalast mit einem ungemein wirkungsvollen Barockportal. Am Ostende der Altstadt dehnen sich die statilichen Baulichkeiten der 1444 gegründeten Zisterzienserabtei Neustloster aus; die an Kunstwerken aller Art reiche Stiftskirche birgt als Meisterwerk eines niederländischen Bildhauers das Marmorgrabmal Eleonorens von Portugal († 1487), der Gattin Friedrichs III. und Mutter Maximilians I. Unweit davon ist in den Räumlichkeiten der ehemaligen Kaiserburg die von Maria Theresia gegründete k. u. k. Militärakademie untergebracht. Gegen 500 Jünglinge erhalten in dieser militärischen Hochschule ihre letzte fachliche Ausbildung und treten nach dreijährigen Studien als Offiziere in das österreichisch-ungarische Heer ein. Oberhalb des Hauptthores wölben sich die düster-prächtigen Hallen der gotischen Georgskirche mit herrlichen niederländischen Glasmalereien und der Ruhestätte Kaiser Maximilians I., „des letzten Ritters“ († 1519): im schattigen

Park erhebt sich das von Hans Gasser geschaffene Bronzestandbild der großen Kaiserin. Am äußersten Nordende der Stadt ragt die sogenannte „Spinnerin am Kreuz“ empor, eine gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts errichtete, reich verzierte Wegsäule, welche als das schönste Denkmal dieser Art in ganz Oesterreich und Deutschland gilt.

Seit Wiener-Neustadt seine Mauerseffeln gesprengt, umgibt den altersgrauen Kern ein Kranz rasch wachsender Vorstädte, welche den Sitz der Industrie bilden. In mehr als dreißig Fabriken blühen zahlreiche Zweige des Großgewerbes: Dampfmaschinen, Automobile, Turbinen, Drahtstifte, Glocken, Leder- und Thonwaren, Waldsamen, Papier, Spitzen, Stärke und Bier sind die Hauptprodukte desselben. Obenan steht eine große Aktien-Lokomotivfabrik mit mehr als 2000 Arbeitern, welche in ihrem fünfzigjährigen Bestande mehr als 4000 Lokomotiven in den Dienst des Weltverkehrs gestellt hat.

Nicht minder regsam ist Wiener-Neustadt als Schulstadt. Das Volksschulwesen erfreut sich seitens der Gemeinde lebhafter Fürsorge; der höheren Ausbildung der Jugend dienen ein Staatsgymnasium, eine Landes-Oberrealschule, ein Lehrerseminar und eine Fachschule für Maschinenwesen. Im großen Ganzen empfängt der Fremde, welcher die schmucke Kreishauptstadt, in deren Fenstern sich die schneebedeckte Alpenkette vom Wechsel bis zum Schneeberg spiegelt, gerne aufsucht und bei ihren Denkmälern betrachtend verweilt, allerorten den Eindruck kräftiger Entwicklung und gesunden, in erster Linie auf der Tüchtigkeit der Einwohner beruhenden Aufschwunges.

H. Staub.

Bewegung in der Pflanzenwelt.

Von

L. Gashert.

Der Freund der Natur grüßt bei der Rückkehr schöner Tage das Wiedererwachen seiner Lieblinge, die bald einen bunten Blütenteppich bilden und ein neues Leben ringsum wachrufen. Der aufmerksame Beobachter erfreut sich jedoch nicht bloß an der herrlichen Farbenpracht und dem lieblichen Wohlgeruch, den manche Blüte ausstrahlt, sondern er widmet seine Aufmerksamkeit auch den Bewegungen, zu denen verschiedene Pflanzen durch äußere Reizungen veranlaßt werden.

Jedermann hat schon den großen Einfluß wahrgenommen, den die Sonnenstrahlen auf die Pflanzenwelt üben. Manche unserer Zimmerpflanzen wenden ihre Blätter und Blüten dem hellen Licht zu, das durch das Fenster zu ihnen dringt; geben wir ihnen eine andere Richtung, so kehren sie doch bald wieder nach dem Licht zurück. Auch viele im Freien wachsende Pflanzen strecken ihre Blütentronen den Sonnenstrahlen entgegen und manche entfalten ihre Blüten nur, wenn sie vom Sonnenlicht berührt werden, und schließen sie sofort wieder, sobald das Tagesgestirn zum Untergange sich neigt.

Sowie hier das Sonnenlicht die Pflanzen zu Bewegungen reizt, so werden bei andern Gewächsen ähnliche Erscheinungen durch einfache Berührung oder Erschütterung hervorgerufen. Abgesehen von der wunderbaren Bewegung, welche die Staubgefäße der Verberiden nach der leisesten Berührung wahrnehmen lassen, ist es heute wohl allgemein bekannt, daß die bei uns hier und da in Sümpfen wachsende Sonnentau-Pflanze (*Drosera*) sowie die in Mittelamerika heimische Venusfliegenfalle (*Dionaea muscipula*) ihre wurzelständigen, am Rande mit fadenförmigen Haaren besetzten Blätter augenblicklich zusammenklappen, sobald sie in der Mitte berührt werden, und ist es ein kleines Insekt, das zu dieser Bewegung reizt, so ist es meist verloren, denn das Blatt kehrt erst in seine normale Lage zurück, wenn das unvorsichtige Geschöpf verendet und ausgefaugt auf der Oberfläche desselben ruht.

Noch auffallender sind die Bewegungen der aus Brasilien stammenden schamhaften Sinnpflanze (*Mimosa pudica*), denn bei der leisesten Berührung schon legt sie die Blättchen ihrer gefiederten Blätter nach vorn zusammen und senkt den Blattstiel herab, um sich nach einiger Zeit wieder zu erheben. Am merkwürdigsten zeigt sich diese Erscheinung, wenn die ganze Pflanze durch eine Erschütterung des Bodens gereizt und in Mitleidenschaft gezogen wird; denn sowie ein Reiter in der Nähe eines solchen Strauches vorüber trabt, fallen sich sofort alle seine Blätter zusammen und seine Zweige neigen sich zum Boden herab, bis jede Spur von Erschütterung verschwunden ist. Eine ähnliche Beobachtung gestatten uns der Sauerflee (*Oxalis*) und die Klappe (*Rubia*), bei denen sich jedoch nur die Blättchen abwärts schlagen.

Obgleich eine zu hohe oder zu niedrige Temperatur in manchen Pflanzen eine gewisse Starre erzeugen kann, so scheint es heute doch nicht mehr zweifelhaft, daß auch ein rascher Wechsel der Temperatur geeignet ist, manche Gewächse zu Bewegungen zu reizen.

Jedermann kennt das liebevolle Schneeglöckchen (*Leucojum vernum*), dessen weiße Glöckchen den Frühling schon einläuten, bevor noch die übrigen Frühlings-

blumen erscheinen. Raum sind die starken Winterfröste vorüber, so zeigt unser Schneeglöckchen unter dem Gebüsch bereits die grünen Spitzen seiner Blätter, und wenn nicht schnell ein kurzer Nachwinter erscheint, sehen wir bald auf dem immer grüner werdenden Rasenteppich sich Glöckchen bei Glöckchen erheben. Bisweilen wird unser Liebling doch vom Frost überrascht und erwacht unter dem eifrigen Schnee; er fürchtet sich jedoch nicht, sondern weiß sich wunderbar gegen den Frost zu verteidigen und behält seinen Eifer zu blühen niemals laun durch den Verlust seines Lebens.

Ein Herr Carnot in Burgund besaß in einem Winkel seines großen Gartens eine ansehnliche Kolonie Schneeglöckchen, die er eifrig beobachtete, sobald die Winterfröste ihren Lauf zu verlängern begannen. Im vorigen Jahr zeigte sich der Februar in der Heimat des Beobachters besonders mild und bereits am 15. dieses Monats erschienen die spitzen grünen Blätter seiner Erstlinge. Bald bemerkte er in der Mitte eines grünen Büschels, daß sich tief unten die weiße Hülle zeigte, aus welcher sich die liebevolle Blume entwickelte, die große Lust zu haben schien, sich bewundern zu lassen. Am 27. hatte der Stengel seine normale Höhe erreicht, das kleine weiße Glöckchen begann sich leicht zu öffnen und war am 28. vollständig aufgeblüht. Doch nicht eine von ihren Nachbarinnen hatte sich gerührt; alle ihre Blütenknospen ruhten vorsichtig noch unten zwischen den Blättern.

In der Nacht zum 1. März wendete sich plötzlich der Wind nach NO., der Himmel klarte sich auf und der Thermometer sank auf -12° C. Als der Besitzer am frühen Morgen das unvorsichtige Schneeglöckchen aufsuchte, schien es verloren; der Stengel hatte sich abwärts gebeugt und die Blume ruhte wie ein auf das Gesicht gefallener Leichnam auf dem Boden. Am Mittag leuchtete die Sonne vom hellen klaren Himmel und die Temperatur stieg bis auf 10° über Null. „Wie groß aber war mein Erstaunen“, erzählt der Beobachter selbst, „als ich mein verloren gegebenes Schneeglöckchen gerade aufwärts gerichtet und die Blüte der Sonne zugewendet erblickte! Ich glaubte anfangs, mich zu irren und prüfte sorgfältig die Umgebung der Auserwählten. Allein nicht eine von den vorsichtigen Nachbarinnen hatte sich weiter hervorgewagt und eine jede zeigte nur zwischen den Blättern die weiße Rasenspitze. Bei weiterer Untersuchung fand ich auch am äußersten Rande meines Lieblings einige kleine Erdkrümchen, woraus mit Sicherheit hervorging, daß es dieselbe Blume war, die sich während der Nacht auf den Boden geneigt und im Sonnenschein wieder erhoben hatte.“

Bald begann die Temperatur wieder zu fallen und die folgende Nacht wurde fast noch kälter als die vorhergehende. Am andern Morgen um 7 Uhr war der Stengel des heimgekehrten Blümchens abermals kreisförmig herabgebogen und die Blüte lag mit dem vollen Gesicht auf der Erde. Sie schien völlig tot. Die nähere Untersuchung ergab jedoch, daß der Stengel in allen seinen Teilen noch ganz gesund war und nur von N. nach S. einen Halbkreis bildend, seinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte. Ich verlor mein Schneeglöckchen nicht mehr aus den Augen und von Stunde zu Stunde suchte ich mich von seinem Befinden zu überzeugen. Als es gegen 9 Uhr von den Sonnenstrahlen berührt wurde, begann die Blüte den Boden zu verlassen, der Stengel richtete sich ziemlich rasch empor und stand gegen 11 Uhr wieder aufrecht. Am Nachmittag aber neigte sich derselbe wieder und am Abend ruhte die Blüte wie nachts vorher auf dem schützenden Boden. Am 3. und 4. März wiederholte sich diese interessante Erscheinung auf dieselbe Weise. Am 5. März wurde die Temperatur milder und es fiel ein wenig Schnee. Allein das Schneeglöckchen ertrug diesen neuen Wechsel ohne das geringste Zeichen von Unbehagen. Es entwickelte sich ruhig weiter, bis es nach der Reife der Früchte sein schönes Haupt für immer neigte.“

Alle diese Pflanzenbewegungen sind höchst interessant und haben bereits manchen Beobachter zu der Vermutung verleitet, sie dürften den Bewegungen der Tiere wohl nahe verwandt sein. Da diese jedoch willkürlich sind, und zu jeder Zeit unterbrochen werden können, erstere aber nur durch äußere Reizung auf das zarte Pflanzengewebe hervorgerufen werden, also ganz unwillkürlich sind, so haben sie auch mit den Bewegungen der Tiere durchaus nichts zu schaffen. Merkwürdig bleiben sie aber doch; und wer weiß, welche weitere interessanten Beobachtungen uns noch vorenthalten sind.

Sinnspruch.

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Weichen,
Und leise singt der laue Wind:
„Wacht auf, wacht auf, ihr Weichen!“

G. G. 1861.

Die Köchin der „Maria“.

Eine Seemannsgeschichte

von

H. H. Jacobs.

„Du sän wi seeklor un hewwt keen Rod nich!“ sagte der Steuermann des Schoners „Maria“ mähmutig. „Jd möcht' woll weeten, wat ut all de Rods worn is, dat wi keen' enzigsten mehr af-tregen.“

„Wahrscheinlich hewwen de altojam as Stüerlud annuustert,“ versetzte der Schiffer grieslachend. „Du bruffst di aber diefentwegen keen' grise Hor wassen to laten, Rod; hüt abend kümmt een' an Bord. Jch mache nämlich ein neues Experiment, Rod.“

„So? Na, id heww mal 'n Mann kennt, de was een Chemiser, de het of mal een niges Experiment makt; dat oll Ding explodeert aber und smeet em köpplings ut sin eegen Fenster rut,“ versetzte der Steuermann. „Von Schippers, de Experimenten maken dhaben, heww id min Dag noch nich hört.“

„Experiment un Experiment is'n Unnerscheid, Rod,“ entgegnete der Kapitän. „Wat seggst du to 'ne Kösch?“

„ne Kösch?“ wiederholte der Steuermann ganz entsezt. „ne Kösch an Bord vo'n Schoner?“

„Ach, worum nich?“ sagte der Schiffer ein wenig scharf. „Worum nich? Allerwegen an Land sän jo Köschchen, worum nich of an Bord!“

„Dat schickt sich nich!“ versetzte der Steuermann in tugendhafter Aufwallung.

„J fiel mal, Rod, dat grad' du an so wat to denken kümmt!“ lachte der andre. „Segg mi mol, hewwen se an Bord von de groten Dampers veellicht keen Stewardessen? Un wat sät für de schickt, schickt sät dat nich och för uns? Se is so'n Stüd Verwandte von mi, 'n Kusin' von mine Fru, un of nich mehr ganz jung, un de Dokter hat ehr anordneert, se schall 'ne Seereis' maken, dat wer goot för ehr Gesundheit, und dor heww id ehr as Kösch annuustert, up söß Monat. Se kann bi uns achter in de Kajüt eten. De Rid brulen aber von de Verwandtschaft nix to weeten, hörst?“

„Un wo schall se slapen?“ fragte der Steuermann mit der Miene eines Mannes, der eine überaus heikle und verzwickte Frage aufwirft.

„Of doran heww id dacht,“ antwortete der andre. „Dat kümmt all' to Schid.“

Der Steuermann sah ihn erwartungsvoll an.

„Se kann jo din Roje fregen, Rod,“ fuhr der Schiffer fort, vermied aber dabei das Auge seines Gefährten. „Du treadst denn in de schöne, grote, lustige Proviantkammer.“

„Wo de Brotfack un de Zippeln in liggen?“ forschte Rod.

Der Schiffer nickte.

„Weest, wenn di dat egal is, denn töw id bet dat Botterfack leddig is, un krup dor herin,“ entgegnete der Steuermann mit mühsam erheuchelter Ruhe.

„Dat man, Rod, dat helpt di all nix, un wenn du of fünsich wardst,“ sagte der Schiffer. „Süh, dor kümmt se jo of all.“

Der Steuermann folgte dem Blick seines Vorgesetzten und sah eine große, starke, nicht übel aussehende Frau in mittleren Jahren die Werft daherkommen, gefolgt von dem Werftwächter, der unter einem außer-gewöhnlich großen Koffer leuchte.

„Jochen Brekvol!“ rief sie schon von weitem den Schiffer an.

„Jawoll!“ rief dieser jovial zurück, obgleich ihm diese vertrauliche Anrede keineswegs recht war. „Wie hewwt all lang up Se töwt!“

„Jch hab' mit dem Droschkentutcher ein hübschen Streit gehabt,“ fing die Dame ein wenig außer Atem an, als sie vor den beiden Männern an Deck stand. „Nämlich dieser ungeschickte alte Mann — der Werftwächter ließ ein erbostes Grunzen hören — hat mit dem Koffer die Glascheibe von die Wagenthür eingestochen, und nu verlangt der Tutcher von mich den Schadenersatz! Ausverschämt, is nich wahr? Und schimpft und macht ein' gräßigen Lärm und nennt mich Großmutter! Insam, is nich wahr? Nu verlange ich von Ihnen, daß Sie ihn arretieren lassen, Jochen Brekvol!“

„Kommen Sie man erst mit mi dal in de Kajüt,“ erwiderte der Schiffer. „Dat mit den Tutcher ward sät fin'n. Min Stüermann, Rod Johansen — Fru Boffelmann. Nu loy, Rod, un bring dat mit de Droschke in de Reeg.“

Frau Boffelmann, die dem Steuermann kurz zugewandt hatte, folgte dem Kapitän unter Deck; Rod aber ging brummend über die Planke an Land und dem Werfteingang zu, wo er sich mit dem Droschkentutcher in einen Wortwechsel einließ, in dem er jedoch sehr bald unterliegen mußte.



1. Hauptportal des Bischofshofes. — 2. Grabmal der Kaiserin Eleonore. — 3. Die Lauben des Hauptplatzes. — 4. Hauptplatz mit der Frauenstube. — 5. Inneres der Liebfrauenkirche. — 6. Querschiff und Chor der Liebfrauenkirche. — 7. Spinnerin am Kreuz. — 8. Giebel der Kirche des Heiligen Kreuzes.

Wiener-Neustadt. Nach photographischen Aufnahmen von Ant. Mayer in Wiener-Neustadt.



Pietà. Nach dem Gemälde von Ed. Kasparides.

Die neue Köchin zog sich frühzeitig in des Steuer-
manns Kammer zurück, und als sie am nächsten Morgen
an Deck erschien, da war die Sonne bereits ein gutes
Stück über den Horizont emporgerückt. Von der Werft
und den Werftgebäuden war nichts mehr zu sehen, denn
der Schoner strich unter vollen Segeln bereits an
Warnemünde vorbei.

Das erste von der Köchin bereite Frühstück mun-
dete dem Schiffer und auch dem Steuermann vortref-
lich. Als sie nach Einnahme desselben miteinander
auf dem Achterdeck standen und der Steuermann
sich behaglich den Magen strich, hob Keppen Brek-
wolt an:

„Soweit war dat jo ganz goot, aber eens möt
stoppt warn. De Rüd snötern mi toweel üm de Kom-
büs hermmen.“

„Ich, is dat 'n Wunner?“ grinste der Steuermann.
„Un kiel doch, se hewwt of all' ehr Sünndagstüg an-
troffen, de nüdlichen Jüngschens.“

„Se, du, Willem!“ rief der Schiffer. „Wat heft du
dor to sölen?“

„Jd help de Kösch en beten bi de sworen Pött und
Ketels.“ antwortete Willem, ein sechzigjähriger See-
fahrer mit einem Bart, der wie ein Bergbündel
ausah.

„Wi brukt em hier gor nich, Kaptein.“ rief ein
andrer Matrose, den Kopf aus der Kombüsestür
stehend. „De Kösch un id wi besorgt dat ganz
allein.“

„Nut dor, un dörrut mit ju alle beide!“ donnerte der
Schiffer zornig. „Un en beten gau, füs help id ju
entlang mit'n Tamp!“

„Aber was is denn man los?“ ließ sich jetzt Frau
Vosselmann vernehmen. „Die Leute thun ja doch gar
nir Böses.“

„Se schalln mi von de Kombüs blewen.“ entgegnete
Keppen Brekwolt finster. „Dor is anner Arbeit genug
für ehr.“

„Ich brauch' aber Hilfe bei den großen Kessel und
bei all die schweren Pött.“ rief Frau Vosselmann
mit großer Entschiedenheit. „Kümmern Sie sich also
nich um Sachen, die Sie gar nir nich angehen, Jochen!“

„Dunnerschlag.“ sagte der Steuermann ganz er-
schrocken, aber mit unterdrückter Stimme. „Dat is jo
openbare Meuterei!“

„Se weet dat nich beter.“ raunte der Schiffer ihm
beschwichtigend zu, und dann fuhr er, zu der Köchin
gewandt, laut fort: „Kösch, so möten Se nich to
Ehren Kaptein reden, dat is gegen de Subornatschon;
wat id un min Stüermann Se seggen und anbefehlen
dhun, dornach möten Se sich richten. Noch weeten Se
nich so recht Bescheid, aber det liehrt sich bald.“

„So?“ rief die Köchin. „Meinen Sie? Na, ich mein'
nu aber anders. Wie können Sie mich so was bieten,
Jochen Brekwolt? Sie sollten sich doch wirklich was
schämen!“

„Mein Name ist Kapitän Brekwolt?“ entgegnete der
Schiffer steif.

„Mich ganz egal, Herr Kapitän Brekwolt.“ höhnte
Frau Vosselmann. „Bitte, Herr Kapitän, was kann
mich geschehen, wenn ich nu nich thu, was Sie oder
der Mann da mit das verschämte Gesicht mich anbe-
fehlen?“

„Wir wollen hoffen, daß es soweit nicht kommt.“
sagte Keppen Brekwolt würdevoll, indem er bei der
Kajütskapp stehen blieb. „Der Steuermann hat gegen-
wärtig die Wache und daher auch das Kommando, und
er ist ein sehr strenger Mann, darauf möchte ich Sie
aufmerksam machen. Lat di nir gefallen, Korl!“

Damit verschwand er unter Deck. Korl warf einen
unsicheren Blick auf die in furchtloser und heraus-
fordernder Haltung vor der Kombüse stehende Frau
und trat an die Reeling, wo er sich scheinbar in die
Betrachtung eines vorüberkommenden Dampfers ver-
tiefte. Die Matrosen aber ließen ein Gemurmel bei-
fälliger Bewunderung vernehmen, und die Köchin zog
sich zufrieden mit dem errungenen Siege, langsam in
ihren Wirkungskreis zurück.

Während der nächsten vierundzwanzig Stunden
hatte Frau Vosselmann so recht eigentlich das Regiment
an Bord; sie verrichtete ihre Obliegenheiten unter dem
eifrigen Beistande von nicht weniger als fünf Matrosen.
Das Wetter war prachtvoll, und bei der leichten und
stetigen Brise gelang es dem Schiffer und dem Steuer-
mann trotz alles Kopfzerbrechens nicht, ausreichende
Beschäftigung für die Mannschaft ausfindig zu machen.

„Worum wißt du jem nich, dat du der Herr büst?“
sagte der Steuermann zähneknirschend, als ein all-
gemeines lustiges Gelächter von der Kombüse her laut
wurde. „Hei ein' woll all so wat hört? Un Bord von
en Schipp? De dhun jo grad, as wenn wi gor nich
an Bord wern!“

„Wullt du mi bistahn, Korl?“ fragte der Schiffer,
bleich, aber entschlossen.

„Dat will'k woll.“ versetzte der andre, nicht minder
entschlossen.

Keppen Brekwolt ging festen Schrittes nach vorn.

„Rüd.“ sagte er, „maht dat ji hier von de Kombüs

wegkommt; ji staht jo der Kösch in de Weg un hindert
ehr bi ehr Arbeit. Kregt jug Mehers klar, wi willn
de Masten schrapen.“

„Bleibt ihr man ganz ruhig hier.“ nahm jetzt die
Köchin zu den Matrosen gewandt das Wort. „Ich
werd' euch schon sagen, wenn ihr mich im Wege seid.“

Die Leute zögerten.

„Hewwt ji nich hört, wat id ju seggt heww?“
schraubte der Kapitän sie an.

„Jawoll, Kaptein.“ brummten, die Matrosen und
schlenderten langsam davon.

Als die Köchin ihre Niederlage erkannte, geriet sie
in hellen Zorn.

„Wie können Sie sich unterstehen und sich in meine
Sachen mischen?“ fuhr sie auf den Schiffer ein. „So
lang ich hier an Bord bin, sind Sie mich in einsweg
entgegen gewesen! Ich wunder' mir man bloß
darüber, daß die Leute Ihnen nich schon längst mal
gehörig die Jach voll gehauen haben, Sie kleines dwall-
beiniges Gestell Sie, mit Ihren semmelblonden Ziegen-
bart!“

„Gehen Sie an Ihre Arbeit.“ entgegnete er und
strich liebevoll den geschmähnten Bart.

„Thun Sie man nich so, mich gegenüber, Jochen
Brekwolt.“ rief Frau Vosselmann, bebend vor Wut.

„Mich können Sie doch nich imponieren! Wer hat
meinem armen kranken Mann kurz vor seinem Tode
noch hundert Mark abgeborgt und nie nich zurück-
gezahlt?“

„Gehen Sie an Ihre Arbeit!“ wiederholte der
Schiffer, der ganz blaß geworden war.

„Wem sein Onkel Ludwig hat drei Wochen ge-
essen?“ verlangte die Frau mit gellender Stimme zu
wissen. „Und wem sein Onkel Kriechan is eines schönen
Morgens abgereist und hat sich nich mal jowiel Zeit
genommen, ein hübschen Zeug und Kramstücken einzu-
packen?“

Der Schiffer gab keine Antwort; die in einiger
Entfernung stehenden Matrosen aber waren so ge-
spannt auf die Erledigung dieser merkwürdigen Fragen,
daß er dem streitbaren Weibe den Rücken kehrte und
sich wieder dem Achterdeck zuwendete, gerade in dem
Moment, wo der Steuermann sich niederduckte, um
einem mit großer Gewalt geschleuderten Abwaschlappen
zu entgehen.

Die beiden Männer sahen einander an; es war
ihnen nicht gut zu Rute.

„Laßt euch nich wieder hier blicken!“ rief Frau
Vosselmann ihnen zu und schwang drohend einen zweiten
Abwaschlappen. „Bei meiner Kombüs habt ihr nichts
nich zu suchen!“

Der Schiffer suchte eine stolze und verachtungsvolle
Haltung anzunehmen, dies gelang ihm jedoch nur
mangelhaft, da er unwillkürlich dabei immer den Ab-
waschlappen anheben mußte, und so hielt er es nach
kurzem innerem Kampfe doch für geratener, sich zurück-
zuziehen. Der Steuermann begleitete ihn. Selbst
Blücher, dem jegliche Furcht fremd war, hätte ange-
sichts eines schmierigen Waschlappens in der Hand
eines Weibes kaum anders gehandelt.

„Lat ehr ehren Willen.“ sagte der schwer gekränkte
Kapitän. „Wenn wi nah Hamburg kommt, dann schid
id ehr mit de Iserbahn nah Hus un nehm en Rod
an Bord. Jd wüßt jo, dat se en Satan is, aber so
stimm heww id mi dat doch nich dacht. Na, jowel
weet id, all min Dag kümmt mi teen Fragensmisch
mehr an Bord von min Schipp! Dat hewwen di Wiver
nu dorvon!“

In glücklicher Unkenntnis des ihr bevorstehenden
Schicksals waltete Frau Vosselmann auch fernerhin in
der Kombüse ihres Amtes, eifrig unterstützt durch die
Mannschaft, die der tapferen Amazone die rückhaltloseste
und sich mit jedem Tag noch steigende Bewunderung
entgegenbrachte. So ging ihr alles nach Wunsch, bis
der Schoner in die rauhen Gegenden des Kattegats
und des Stagerrads kam.

In der Kombüse begannen Töpfe und Kasserollen
zu rutschen und zu kippen und allerlei Gegenstände
von den Börtern zu fallen. Das waren die ersten
Anzeichen, die Frau Vosselmann von den veränderten
Verhältnissen erhielt. Nachdem sie die Sachen wieder-
holt aufgesammelt und wieder an ihren Ort gestellt
oder gelegt hatte, verließ sie die Kombüse, um draußen
nach der Ursache dieser Erscheinungen zu forschen. Da
gewahrte sie denn, daß der Schoner unablässig seinen
Bug in mächtig emporstehende, grüne Wogen tauchte
und sich dabei mit Knacken und Knarren und andern
weniger deutlich zu unterscheidenden Geräuschen schwer-
fällig von einer Seite auf die andre wälzte. Der
sprühende Schaum, der von vornher über das Schiff
prasselte, trieb sie in die Kombüse zurück, die ihr auf
einmal seltsam dumpfig und beklemmend erschien. Alle
Mann rieten ihr teilnahmsvoll, sich niederzulegen und
einen Pott Thee trinken, sie aber wies diese Zumutung
mit Hohn von sich und blieb standhaft auf ihrem
Posten, mochten ihre Wangen auch erbleichen und ihre
Lippen sich krampfhaft zusammenpressen.

Diese Prüfungszeit ging jedoch vorüber, und das

Ende der Fahrt war so angenehm wie der Anfang.
Als der Schoner in Hamburg am Quai vertäut lag,
rief der Schiffer den Steuermann zu sich in die Kajüte,
zählte Geld vor ihm auf den Tisch und gebot ihm,
die Köchin abzulohnen und einen Koch anzumustern.
Der aber weigerte sich rundweg, den Auftrag auszu-
führen.

„Du heft mi Gehorsam to leisten, Korl.“ sagte
Keppen Brekwolt entrüstet. „Süs vertören wi beide
uns!“

„Jd heww Fru und Rinner to Hus.“ entschuldigte
sich der Steuermann.

„Ach wat, dummen Snad!“ polterte der andre.

„Un Onkels heww id of.“ fügte der Steuermann
anzüglich und trohig hinzu.

„Is goot!“ schraubte der Schiffer. „Wi mustert
toerst den annern Rod an, und dann kann de dat mit
ehr asmaten. Jd seh gor nich in, worum wi uns för
em mit ehr lahbalgen schallen.“

Das leuchtete dem Steuermann ein, und leichtfüßig
machte er sich sogleich auf den Weg. Frau Vosselmann
hatte sich schon vorher an Land begeben, um allerlei
Einkäufe für sich zu machen; als sie nach einigen
Stunden wieder an Bord kam, fand sie die Kombüse
im Besitz des neuen Kochs, eines behäbigen, wohlbe-
lebten Gefellen.

„Jewoll!“ sagte sie, gleich auf den ersten Blick
die Sachlage durchschauend. „Was machen Sie denn
hier?“

„Jd koch Eten.“ antwortete der Mann mürrisch.
Als er aber die Persönlichkeit der Fragenden näher ins
Auge faßte, da erblickte ein Lächeln sein fettes Antlitz,
und er beliebäugelte sie mit zärtlichem Schmunzeln.

„Sie brauchen mir gar nich so anzusehen.“ rief sie
unwillig. „Kommen Sie raus da!“

„Raum is in die kleinste Hütte för ein glücklich
Liebespaar.“ deklamierte der Koch schwachend. „Komm
rein und leg dein süßes Köpfchen an meine Brust.“

Auf solch eine Begegnung war Frau Vosselmann
nicht vorbereitet; anstatt daher die Kombüse mit Sturm
zu nehmen, wie sie zuerst beabsichtigt hatte, trat sie
den Rückzug an und suchte ihre Kammer auf. Hier
fand sie einen Zettel von der Hand des Kapitäns vor
und daneben die ihr zustehende Heuer. In dem
Schriftstück wurde sie aufgefordert, mit der Eisenbahn
nach Rostock zurückzureisen.

Sie überlegte eine Weile, dann ging sie aufs neue
an Land. Mit einem großen Paden unter dem Arm
kam sie wieder. Der Schiffer und der Steuermann
sahen gerade beim Abendbrot. Sie legte ihre Bürde
vor den beiden auf den Tisch.

„Es fällt mich nämlich gar nich ein, auf die Bahn
nach Haus zu fahren.“ sagte sie, indem sie den Paden
öffnete und eine Spiritus-Kochmaschine und allerlei
Proviand zum Vorschein brachte. „Ich mach' die Rück-
reise hier an Bord von die ‚Maria‘. Damit ich aber
von Sie nichts nich mehr anzunehmen brauch', Jochen
Brekwolt, beköstig' ich mir selbst.“

Sie bereitete ihren Thee, setzte sich nieder und aß
gemächlich von den mitgebrachten Vorräten. Keiner
redete während der Mahlzeit ein Wort, ab und zu
aber setzte die Köchin ihre Gefährten durch ein kurzes,
geheimnisvolles Auflachen in Erstaunen und zugleich
in eine gewisse Unruhe. Da sie sich im übrigen jedoch
jeder Feindseligkeit enthielt, so gewannen die Männer
bald ihre Sicherheit wieder und thaten sich schließlich
fogar nicht wenig auf den Erfolg ihrer Maßregel
zu gute.

„Wie lang' wird woll die Reis' nach Rostock dauern,
Jochen?“ fragte sie zuletzt, ihre Krumen zusammen-
scharrend.

„Dat kömmt dorup an.“ antwortete der Befragte.
„Dingsdag seilen wi hier ut. Jd denk', in so'n
Dagener twölß bet vertein sün wi to Hus.“

Er war ordentlich erschrocken, als Frau Vosselmann
sich jetzt das Taschentuch vor das Gesicht hielt und ein
unterdrücktes Lachen ihre vollen Schultern erschütterte.
Hastig stand sie vom Tische auf und eilte aus der
Kajüte.

Die beiden sahen einander verdutzt an.

„Du, Korl, is dat denn so spaßig weßt, wat id
to ehr seggt heww?“ fragte der Schiffer nach längerem
Kopferbrechen.

„Mi kem dat nich so dörr.“ versetzte der Steuer-
mann nachlässig. „Beelicht het se wedder wat von
een' von din' Verwandten seggen wullt. Unjus is se
nich so bannig vergnügt weßt. Se het mi orndlich
niglich maht.“

„Wenn du din Schälligkeit beter dhan hettst, dann
wer dat all' ganz anners kommen.“ bemerkte der Schiffer
in aufsteigendem Grimm. „Gen richtigen Stüermann
hett' sich fin Dag nich von son' dämliche Kösch up de
Räp' ipelen laten.“

Damit sprang er auf und ging an Deck hinaus,
und von Stund an war das Verhältnis zwischen beiden
kühl und gespannt, und so blieb es bis zum Mittwoch-
Morgen.

Die Heimreise der „Maria“ war vom besten Wetter

und Winde begünstigt, und als Keppen Brettwort am vierten Abend nach dem Ausfeigen seine Kojen aussuchte, da geschah dies mit der frohen Zuversicht, daß Frau Boffelmann alle ihre Pfeile verschossen und sich mit ihrer veränderten Lage endgültig abgefunden habe. Er hing noch diesen angenehmen Gedanken nach, da schreckte ihn ein ungewöhnliches Geräusch an Deck aus seiner Ruhe auf.

Er eilte die Kampanjette hinan und stieß dabei den Steuermann beinahe über den Haufen.

„Wat is los?“ fragte er den am Ruder stehenden Matrosen. Es war der alte Willem.

„Ja weet of nich,“ antwortete der. „Vör 'ne Willem jo Frau Boffelmann an Deck, un nahsten dücht mi dat so, as wenn wat öwer Bord smeten ward. Kann of möglich sin, dat ein' öwer Bord sollen is.“

„Se jülben is seler nich öwer Bord gahn,“ sagte der Schiffer. „Nee, dor is se jo. Is Se wat passeert, Frau Boffelmann?“

„Nicht nich,“ versetzte die Dame kurz und ging hinunter.

„Du heft woll drömt, Willem,“ brummte Keppen Brettwort.

„Nee, dat heuw id nich,“ entgegnete der Matrose sehr bestimmt. „Ja heuw woll wat plumschen hört, dree-, veermal, un id dent' mi, se het de Kock an Deck ruppe loßt un en em dünn unversehens öwer Bord schuppt. So'n Keerl, as de, let von en Frugensminsch allens mit sich upstellen.“

„Dat willn wi balle rutkregen,“ sagte der Steuermann. Er ging nach vorn, steckte den Kopf in die Logislapp hinein und rief nach dem Kock.

„Jo!“ antwortete dessen verschlafene Stimme. „Wat schall id?“

„Willem glöwt, dat ein' von ju öwer Bord sollen is,“ sagte der Steuermann. „Sün ji all' dor?“

Die Leute frohen aus ihren Kojen, und bald standen alle Mann an Deck, gähmend und die Augen reibend, um zu hören, was der Steuermann zu sagen hatte. Ehe der mit seinen Erklärungen noch zu Ende war, stürzte der Kock, von einem Gedanken erfasst, seiner Kombüse zu, und gleich erscholl sein lauter Weheruf durch die Nacht.

„Wat is?“ rief der Steuermann.

„O du lewe Gott!“ jammerte der Kock.

Alles eilte herzu.

Der Kock strich ein Zündholz an und hielt es mit bebender Hand empor.

„Kiel doch, kiel doch blot!“ sagte er weinerlich.

Die erregten Leute aber vermochten nichts Besonderes in dem schwarzen Raum zu gewahren und verlangten unter Fluchen und Schelten zu wissen, was es eigentlich gäbe.

„Se het all' min Ketels un Pann'n öwer Bord smeten,“ antwortete der Kock endlich mit der Ruhe der Verzweiflung. „Hier, düsse Deckel von de Theepott is dat einzigste Kockgeschirr wat se mi öwrig laten het.“

Zehn Tage später kam der Schoner „Maria“ in Rostock binnen, bemannt mit sieben halbverhungerten Weiberhaffern. Der Schiffer hatte sich hartnäckig geweigert, vorher einen Hafen anzulaufen und neues Geschirr für die Kombüse zu kaufen. Da auch der Versuch, von einem vorüberkommenden Fahrzeug einen Bott zu leihen, an dem ungehobelten Benehmen des Führers desselben kläglich scheiterte, so war man gezwungen gewesen, sich an Hartbrot und Wasser und auf der heißen Maschine geröstetem Salzfleisch genügen zu lassen.

Frau Boffelmann hielt sich während der ganzen Zeit in ihrer Kammer eingeschlossen; vielleicht wollte sie nicht Zeugin der Leiden der bedauernswerten Seefahrer sein. Ehe sie sich in Rostock an Land begab, hatte sie dafür Sorge getragen, daß die gesamte Arbeiterschaft der Werft ihr als Schutz- und Ehrenwache soweit das Geleit gab, bis sie sich außerhalb des Bereiches des Schoners und seiner Mannschaft befand.

Das Osterlammchen.

(Bild S. 457.)

Von frühester Zeit, aus den Tagen des ersten der drei jüdischen Wallfahrtsfeste, das an die Erlösung der Israeliten aus Ägypten mahnt, stammt die Erinnerung an das „Osterlamm“. Am Vorabend des ersten Tages (Passahabend) verzehrte jeder Hausvater, wie es am Auszugabend in Ägypten geschehen, mit seiner Familie ein vom Priester im Vorhof des Tempels geschlachtetes, dann ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gebraten aufgetragenes einjähriges, fehlerfreies männliches Lamm (Passahlamm), von welchem nichts bis auf den folgenden Tag übrig bleiben durfte. Als Zuthat genoß man bittere Kräuter und ungeäuertes Brot.

Aus dem alttestamentlichen Gottesglauben wuchs ein neuer hervor, dessen Vollendung das Christentum darstellt; hinübergerettet aber hat sich manch schöner Brauch, manch liebliche Mythe. Und so sehen wir da auf unserm Bild

das herlige „Osterlammchen“, dessen Mutter blökend zu ihm aufblickt, da es ängstlich sich den kleinen Händen überlassen sieht, die in kindlicher Freude nach dem neuen Spielkameraden greifen, dem Ostergeschenk!

Es wird nicht geschlachtet, nein, geherzt und verhätschelt werden, das zarte Tierchen; denn jene Tage sind vorüber, und ihr Gedulden hat sich verklärt und umgegossen in andre Form, in andern Volksgebrauch, der nur leise noch anknüpft an den einstigen tieferen Sinn.

Christus treibt die Händler aus dem Tempel.

(Bild S. 452 und 453.)

„Und sie kamen gen Jerusalem. Und Jesus ging in den Tempel, fing an und trieb aus die Verkäufer und Käufer in dem Tempel; und die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer stieß er um; und ließ nicht zu, daß jemand etwas durch den Tempel trüge.“

Und er lehrte und sprach zu ihnen: Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“

Ein neuer glänzender Stern.

Feber Nacht ist an unserm Fixsternhimmel ein neues hellglänzendes Gestirn aufgetaucht und zwar im Sternbild des Perseus, das jetzt abends am westlichen Himmel steht. Dieser Stern war früher nicht sichtbar, ja auf einer am 19. Februar zufällig aufgenommenen Photographie der Himmelsgegend, wo er sich zeigt, findet sich an dem Ort desselben auch nicht das kleinste Sternpünktchen. Am 22. Februar dagegen strahlte dort ein funkelnder Fixstern, der in den beiden darauffolgenden Tagen noch an Glanz zunahm und schließlich der zweithellste Stern an unserm Himmel wurde. Lange hat dieser Glanz inbessenen nicht vorgehalten. Raum eine Woche nachdem er sichtbar geworden, begann sein Licht bereits wieder abzunehmen, und es ist wahrscheinlich, daß er über kurz oder lang wieder ganz verschwinden wird. Es ist klar, daß die astronomische Welt durch das plötzliche Sichtbarwerden dieses Gestirns in große Aufregung versetzt wurde. Schon am Tage nach der Entdeckung waren alle Hauptsternwarten der Erde von dem unerwarteten Ereignis telegraphisch benachrichtigt, und überall richteten sich die Fernrohre und Spektroskope der Forscher nach der Stelle, an welcher der Stern steht. Was hat es nun aber mit einem solchen Stern auf sich? Da die Fixsterne, wie jedermann weiß, Sonnen sind wie unsre Sonne, so ist klar, daß das Auftreten eines neuen Sterns nichts anderes sein kann als das Ausleuchten einer sehr weit entfernten Sonne. Die Frage spitzt sich also dahin zu: durch welchen Vorgang im Weltraum wird ein Himmelskörper zu plötzlichem Ausleuchten gebracht? Es liegt auf der Hand, daß dieser Vorgang ein großartiger sein muß, und da er am Himmel überaus selten vorkommt, so stellt er unter den Sternen ein außerordentliches Ereignis dar. Indem der neue Stern von völliger Unsichtbarkeit bis zum Glanze eines der hellsten Fixsterne unsers Himmels in wenigen Tagen anwuchs, wurde sein Licht während dieser kurzen Zeit mindestens um das Zehntausendfache verstärkt. Was dies bei einem Fixstern sagen will, begreift man, wenn man sich vorstellt, daß unsre Sonne um ebensoviel heller würde als sie gegenwärtig ist. Eine solche Lichtzunahme kann nur die Folge gleichzeitiger Wärmezunahme sein; mit andern Worten: Das Ausleuchten jenes Sterns kann nur verursacht worden sein dadurch, daß derselbe in einen Zustand unbeschreiblich hoher Glut geriet. Es muß also in jenen Gegenden des Weltraums ein Vorgang sich abgespielt haben, der die Materie des Sterns in höchste Glut versetzte. Solche ungeheure Temperaturerhöhung kann, wie die Physik lehrt, allein nur durch den Zusammenstoß gewaltiger Körpermassen hervorgerufen werden. Wenn zum Beispiel die Erde und der Mond zusammenstießen, so wäre die Folge davon, daß die Erde augenblicklich in einen glühenden Gasball verwandelt würde. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, sind wir gezwungen, anzunehmen, daß das Ausleuchten des neuen Sterns im Perseus die Folge des Zusammenprallens eines vorhin unsichtbaren Weltkörpers mit einem oder auch einer größeren Zahl anderer Weltkörper gewesen ist. In der That haben die Beobachtungen der Astronomen bereits ergeben, daß das Licht des neuen Sterns von einem glühenden Gasball ausgeht, vielleicht auch noch aus einer zweiten Quelle stammt, von einem Weltkörper, der vorwiegend aus glühendem Wasserstoff besteht. Es ist also eine wahrhafte Weltkatastrophe, die dort oben in den Tiefen des Raumes stattgefunden hat, ein Ereignis, das gleichbedeutend mit dem Untergang eines Himmelskörpers erscheint. Sollte ein ähnlicher Vorgang sich bei der Sonne ereignen, so würde dies den augenblicklichen

Untergang der Erde als Wohnort lebender Wesen zur Folge haben. Wie weit der neue Stern von uns entfernt steht, entzieht sich unsrer Kenntnis. Sicherlich ist er aber mehr als ein millionmal so weit entfernt als die Sonne. Diesen Raum zu durchlaufen, braucht aber der Lichtstrahl über zehn Jahre. Sonach hat das Ereignis, welches der Erde am 22. Februar durch das Sichtbarwerden des Sterns kund wurde, im Weltraum schon vor Jahren stattgefunden, ja wenn die Entfernung des Sterns so groß ist, wie die der kleinsten uns sichtbaren Sternchen, so kann es schon vor tausend Jahren eingetreten sein. — Im ganzen sind Vorgänge dieser Art nur sehr selten beobachtet worden; aber jeder bedeutet eine unermeßliche Weltkatastrophe, großartiger als die ausschweifendste Phantasie sich diese vorstellen kann und erschütternd für das menschliche Gemüt, wenn man erwägt, daß wohl auch dort lebendige Wesen vorhanden sein mochten. H.

Aus den Jagdgründen Nordamerikas.

Von

Anton von Versall.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Gaugler, Kosphotograph, Stuttgart.

Unter dem hohen Protektorat des Königs von Württemberg, welcher mit Ihrer Majestät der Königin und zahlreichem Gefolge erschienen war, wurde am 23. Februar im Königsbau zu Stuttgart eine Ausstellung eröffnet, die in ihrer Art einzig dastehen dürfte.

Jagdtrophäen aus Amerika. Ein weder vor Mühsal noch Gefahren zurückschreckender Weidmann echten Schrots und Kornes, Herr Ph. Leibinger aus Ulm, hat während seines achtzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten die Sammlung angelegt und nun, unterstützt von seinen Freunden und Sportgenossen, in erster Linie von Herrn A. Scharrer, dem Cammstatter Großaufmann und Besitzer wertvoller Stücke daraus, der Öffentlichkeit übergeben. Der Reinertrag ist von den großherzigen Ausstellern dem Witwen- und Waisenfonds des königlichen Jagd- und Forstpersonals zugedacht.

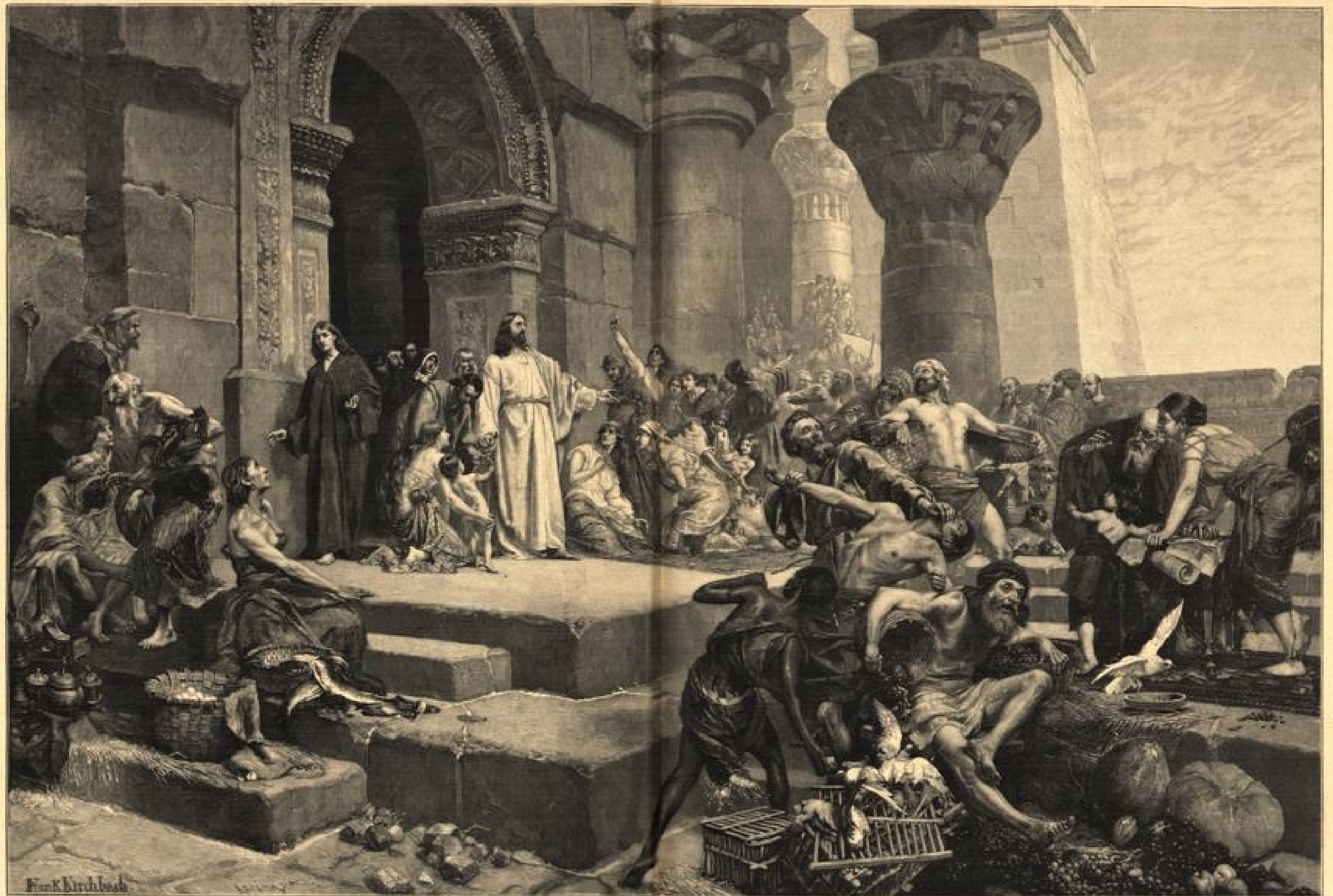
Das wäre die nackte Thatfache, Reporterarbeit, — ich aber möchte die Leser in gedrängter Weise einführen in die faszinierende, noch von keiner Kultur belebte Welt, die für uns nur noch ein vorläufiger Traum ist.

Der erste Saal enthält lediglich die persönliche Jagdbeute des Ausstellers. — Ein üppiger Jägertraum! Der Blick schweift fast ehrfürchtig hinüber zu den Büchsen an der Wand des kleinen Jägerhohes, das gleich am Eingang mit großem Geschick zusammengestellt ist.

Liebe Erinnerungen erwachen an die „lange Bütche“ Lederstrumps. Old Shatterhand grinst — na, habe ich wirklich so arg aufgeschnitten! — und die „rote Schlange“ folgt schleichend dem Büffelpfade.

Ein riesiges Wapitihaupt fesselt zuerst. Das Geweih hat 1,25 Meter Spannweite, ein Gewicht von 60 Pfund, ein Wald von Enden strebt morrig nach beiden Seiten. Am Henry Lake, wenige Meilen von der Grenze des Yellowstoneparks, war seine Heimat. — Ein kalter Morgen, endlos ziehen sich die Grashügel, von spärlichem Wald durchbrochen. — Dil Bol, das Halbblut, hat den Abend zuvor die Meldung in das Camp gebracht, daß er eine Wapitiherde in der Nähe beobachtet. — Vorsichtig geht der Ritt, überall Deckung suchend, freien Ausblick. Das Quail kollert ringsum im Busch, große Weiße ziehen hoch im blauen Aether ihre Kreise. — Da ertönt der Brunnstschrei — es ist September —, das seltsame Orgeln des Wapiti, das tief beginnt und im höchsten Distant endet. Kahlwild taucht auf im hohen Gras, furchtsam sichernd. Der Jäger steigt ab, birscht sich an. Jetzt reiben sich Geweihe im Busch, schlagen klappernd aneinander — ein wilder Schrei, — das Kahlwild wird flüchtig. Er tritt heraus, gewaltig, hoch das geweihte Haupt, der Riese des Urwaldes. Das Herz pocht, der Finger schleicht um den Dräcker — Knall! — und, gutes Zeichen, dann in weiten Sähen flüchtig. — Aufs Pferd, nach! — Zweimal steht der Wunde wieder auf; die Steinhalden hinauf. Endlich! Da steht er, das Geweih vorgelegt, die Augen blutunterlaufen, auf fünfzig Schritte. Der Schuß wirft ihn vorne nieder, er kommt ins Rollen, wie eine Lawine faßt er hinab, nur eine rasche Wendung des Pferdes rettet vor dem Abgrund, dem der Gefallene entgegenfaßt. Zwischen zwei Felsbrocken klemmt sich das Geweih, der Körper stürzt hinab in den tiefen Schlund. Es giebt nur einen Ausweg, der Hals wird abgeschnitten, der Körper rollt in die Tiefe, auf Nimmerwiedersehen. Die Trophäe ist gerettet, und jetzt hängt sie friedlich dort im Saale des Königsbaues in Stuttgart.

Ein andres, noch überraschenderes Bild schiebt sich vor. Ein Elchlopf von nie gesehenen Dimensionen reckt uns seine Ranschnase entgegen, während seine Schaufeln sich bereit zeigen, einem ausgewachsenen Mann zum Ruhebett zu dienen. Er fiel dem rastlosen Jäger in den Moorswäldern Idahos zur Beute. — Das mächtige Haupt erscheint im krachenden Unterholz, der Riesenleib schwanke heran, schlammbedudelt, triefend — da, halt still, Jägerherz und -hand! Zwischen den Schaufeln hängt ein urgewaltiger Büffellentopf! Die kleinen roten Augen funkeln mir drohend entgegen. Zehn Stücke sind vorhanden, Bullen, Kühe und Kälber. Leibinger schoß die ganze Sippschaft auf einem Blah. Es war ein Teil der letzten im Yellowstonepark noch befindlichen Herde. Zwanzig Stück waren über die Grenze gebrochen, die Kundschafter brachten die Nachricht. Geschick umstellt, kamen sie alle auf einen Zwangswechsel, über die eine weithin sich



Christus treibt die Händler aus dem Tempel. Nach dem Gemälde von Frank Kirchbach.

dehnende, das ganze Terrain abschließende Felswand. Der glückliche Schütze erzählte mir in seiner drahtischen Weise die Tragödie der letzten eines großen Geschlechts. Als er nach dem Gemetzel die zehn schwarzen Kolosse im blutigen zerstampften Schnee liegen sah, verließ ihn das Bewußtsein, so überwältigend wirkte der Anblick, so furchtbar war der Rückschlag der erregten Nerven. Jetzt kreuzt keine Büffelspur mehr die weiten Ebenen. Menschliche Thorheit und Gabsucht haben das ungeheure Werk der Vernichtung glücklich zu stande gebracht. Eine Herde von etwa achtzig Stück wird im Yellowstonepark als letzter Rest mit aller Sorgfalt der Nachwelt aufgehoben.

Ein wehmütiges Gefühl beschleicht mich, Scham vor meiner eignen Art — blutdürstiger wie der Tiger, grausamer wie der Schakal!

Virginiahirsche bis zu achtundzwanzig Enden, Bergschafe, Caraboes (kanadisches Reintier) mischen sich da zwischen in bunter Reichhaltigkeit der Formen. Wende ich mich, hebt ein aufrechtstehender riesiger Grizzly seine Pranken gegen mich. Er fiel am selben Tag mit dem eben geschilderten Elch auf dem Heimritt. Eine treffliche Momentaufnahme Dick Boks, des treuen Begleiters Leibingers, zeigt den Jäger dicht vor dem zum Angriff vorgehenden Bären, ihm den Kopfschuß gebend.

Einige Duzend anderer Momentaufnahmen, in den kritischsten Augenblicken aufgenommen, illustrieren und beweisen zugleich die Erzählungen meines Führers.

Veider gericht es mir an Zeit, den Glashirten mit ausgestopften Vögeln genau zu schildern, welche künstlerisch zusammengestellt, einen erschöpfenden Einblick in die Vogelwelt Nordamerikas, von Kanada bis Florida bietet.

Ungezählte Arten von Wasser- und Sumpfvögeln. Das Karmoisin des Flamingos gefüllt sich dem warmen Braum des Prärieuhuhns und dem Silbergrau des Steppenvogels, die mannigfaltigsten Formen und Farben.

Zu spät für den mir zugewiesenen Erzählerraum, komme ich zum zweiten und dritten Saal, und doch befinden sich hier die außerordentlichsten, wohl in Deutschland nie gesehenen Exemplare.

Zehn Elche aus Alaska. Geweihe mit 2 Meter Spannweite, ein Gewicht von 50 bis 70 Pfund. Vorfundstuliche Riesen, von deren Existenz in der Gegenwart man keine Ahnung hatte, würdige Genossen des Megatherion und des Mammut. Ein Gefühl der Ehrfurcht vor solch ungezählter Naturkraft beschleicht den Beschauer, und jedes Stück bietet eine neue Ueberraschung. Ich habe schon viel größere Ausstellungen gesehen, aber keine, die sich an dem außerordentlichen Gebotenen damit vergleichen ließe.

Ich habe mich verplaudert; es gäbe noch so viel des Ruhmenswerten, viele nacherzählenswerte, lebensvolle Bilder, die mir mein Begleiter entrollt. Nur eins noch: nicht nur die gewaltige Leistung Leibingers, der deutschen Weidmannsruhm in den fernsten Westen getragen mit Aufwand von Mühen und Kosten, von denen man sich schwer einen Begriff macht, sondern auch der opfermutige Entschluß, diese seine seltene Errungenschaft der Öffentlichkeit zukommen zu lassen, die kräftige Unterstützung, die ihm von seiten seiner Freunde zu teil wurde, sie verdienen die Anerkennung und die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise.

Ihnen allen ein kräftiges Weidmannsheil!

Im Bäckerhaus.

Roman

von

Rudolf Sirschberg-Jura.

3.

Frau Auguste Kronemann war eine sehr tüchtige, wackere Frau. Für ihren Mann hegte sie die grenzenloseste Bewunderung. Denn das war kein Kellner gewöhnlichen Schlages, sondern einer, der französisch und englisch sprach und von seinem anstrengenden Dienst immer ein schönes Stück Geld mit nach Hause brachte. Es wurde ihm nicht schwer gemacht, ein ordentlicher, häuslicher Ehemann zu sein. Seine fleißige Frau hielt die Wohnung so sauber und in so geschmackvollem und gemütlichem Zustand, daß sich der Mann nirgends wohler fühlte, als zu Hause.

Gleichwohl war er dabei immer etwas ernst und verschlossen und benutzte seine wenige freie Zeit nicht zu behaglicher Erholung, sondern um sich auf jede Weise in seiner mühsam selbst erworbenen Bildung zu vervollkommen. Er erweiterte seine Sprachkenntnisse, und oft sah er hinter den abgelegten Schulbüchern seiner Söhne, um das nachzuholen, was er als armer Junge leider hatte veräumen müssen. Ja, wenn seine Eltern das Geld an ihn hätten wenden können, das er für seine Kinder ausgegeben hatte! Er wäre jetzt etwas ganz anderes, als Oberkellner. Superintendent oder Regierungsrat, oder sonst etwas Hohes!

Seine Söhne freilich wußten es kaum zu schätzen, wie gut sie es hatten, und verschmähten beide die Gelegenheit, die ihnen geboten wurde, sich zu angesehenen Männern im Staate empor zu arbeiten. Gustav hatte es überhaupt nicht bis zur Univerſität gebracht, und Heinrich hatte sich der Medizin nur widerwillig und ohne rechte Freude gewidmet. Es war ein etwas träumerischer, unbefriedigter, junger Mann, der seinem

einfachen strengen Vater viel Sorge machte. Bisweilen fürchtete dieser sogar, Heinrich möchte die ärztliche Staatsprüfung, in der er seit Monaten stand, nicht bestehen. Dann schrieb aber Heinrich immer einen ziemlich selbstbewußten Brief, in dem er den Vater beruhigte und ihm versicherte, mit dem bißchen Schwindel werde er schon fertig werden.

Frau Kronemann wollte hinter dem strebsamen Eifer ihres Mannes nicht zurückstehen. Die Führung ihres einfachen Haushaltes wäre ihr für ihre Arbeitslust und Kraft zu wenig gewesen, und so nahm sie eine größere Wohnung, um ein paar möblierte Zimmer vermieten zu können, und hielt auch einen Privatmittagstisch für einige junge Kaufleute, die Gustav herempfohlen hatte. So bestritt sie die Kosten der Wirtschaft fast ganz von ihrem eignen Verdienst und war sehr glücklich darüber. Die unermüdete Thätigkeit von früh bis Abend, ihr beständiges Putzen, Ordnen und Zimmerreinigen, bekam ihr offenbar sehr gut. Die stattliche Frau mit dem jugendlichen Gesicht und den lustigen Augen war stets guter Dinge und hatte für jeden ein fröhliches Wort, sogar für ihren Mann, wenn er einmal noch mürrischer als gewöhnlich nach Hause kam und dann über alles mögliche nergelte.

Sonntags blieben die Tischgäste gewöhnlich weg, weil die jungen Leute dann meist irgend einen Ausflug vornahmen, und heute hatte auch ihr Mann tagsüber Dienst, und Gustav hatte ihr gesagt, daß er wohl bei Völkels essen würde. So hatte sie nur für Hans zu kochen und für Fräulein Johanna Winkelmann, eine Konservatoristin, die das kleinere der beiden vermieteten Zimmer bewohnte.

Als Hans mittags von seiner Heidewanderung mit geröteten Wangen und gesunder Glust zurückkehrte, empfing ihn Frau Kronemann mit einem gewissen mütterlichen Stolz:

„Das ist recht von Ihnen, Herr Vökel, daß Sie ordentlich draußen herumgelaufen sind! Früher hatte ich hier in dem Zimmer einen Oberlehrer wohnen. Der schlief Sonntags immer bis um zwölf. Das ist doch eine Schande. Da konnte ich dann kochen, so gut und schön ich wollte, es schmeckte dem Menichen natürlich nichts. Wie oft hab' ich gesagt: 'Herr Doktor, hab ich gesagt, wenn Sie nicht ordentlich essen wollen zu Mittag, da brauchen Sie überhaupt nicht aufzustehen Sonntags, da können Sie gleich bis abends liegen bleiben oder bis Montags früh. Es ist doch wahrhaftig schade ums Geld, das Sie fürs Essen ausgeben. Man schämt sich ordentlich, es anzunehmen.' Aber nichts hat's geholfen. Er hat sich nicht gebessert, und ich war froh, wie er endlich ausgezogen ist.“

„Na, über mich sollen Sie nicht zu klagen haben,“ schnitt Hans ihren Redefluß ab, „ich bin vier Stunden im Schnee herumgelaufen und bringe einen Bärenhunger mit.“

„Das freut mich, Herr Vökel. Uebrigens bin ich mit Ihnen auch nicht ganz zufrieden. Es ist doch eigentlich unrecht, daß Sie nicht wenigstens Sonntags zu Hause essen, wo Sie's doch so nahe haben. Ihr gutes Muttergen würde sich doch gewiß darüber freuen. Aber Sie werden ja Ihre Gründe haben, und mich geht's schließlich nichts an. Uebrigens schlechter essen thun Sie bei mir auch nicht, darauf können Sie sich verlassen. Sauerbraten und Klöße giebt's heute! Und ohne Ihrer Frau Mutter zu nahe treten zu wollen, besser kann sie die auch nicht machen, als wie ich!“

„Ich glaub's gern, Frau Kronemann. Aber Sie machen mir nur den Mund wässrig und geben mir doch nichts. Also, bitte, lassen Sie mich ins Eßzimmer. Dann will ich Ihnen nach einer halben Stunde ganz ehrlich und sachverständig sagen, was ich über Ihren Sauerbraten denke, und was ich von Ihren Klößen für Eindrücke empfangen habe.“

„Ach, die Hauptsache hätte ich Ihnen ja beinahe zu sagen vergessen, Herr Vökel. Ich habe heute nur Fräulein Winkelmann und Sie zu Tisch. Da habe ich das Eßzimmer einmal gründlich ausgeräumt und reine gemacht. Nun ist es noch nicht wieder in Ordnung. Sie wissen ja, ich habe gar keine Hilfe. Ich habe daher Fräulein Winkelmann gebeten, in ihrem Zimmer für Sie beide decken zu dürfen. Sie hat nichts dagegen. Wenn es Ihnen aber lieber ist, können Sie auch jedes für sich allein auf dem Zimmer essen. Ich denke jedoch, so einsam und allein schnabuliert sich's nicht so gemächlich. Wenn es Ihnen also recht ist...“

„Aber natürlich ist es mir recht. Denken Sie, ich fürchte mich? Noch dazu vor Fräulein Winkelmann? Ree! die thut mir nichts!“

Ein paar Minuten später sah er Fräulein Winkelmann gegenüber und prüfte Frau Kronemanns Klöße. Des Fräuleins Behauptung machte durchaus nicht den Eindruck eines Damenzimmers. Wohl stand außerdem Klavier auch eine Nähmaschine darin und neben einem schmucklosen Tische mit Hängezeug ein Körbchen Wäsche, die der Ausbesserung harzte, auch war das Stübchen von Frau Kronemann natürlich durchaus freundlich und sauber gehalten. Selbst ein paar Blumen-

stöcke am Fenster fehlten nicht, und das Sofa, sowie die beiden Polsteressel war mit den unvermeidlichen gehäkelten Decken geschmückt, ohne welche einer redlichen Zimmervermieterin ihre Möbel unwürdig und unbrauchbar erscheinen. Aber man sah es dem Zimmer an, daß seine Bewohnerin selbst nicht das mindeste zu seiner Verschönerung that. Von all dem kleinen Tand, mit dem jedes Weib sonst so gern seine Umgebung schmückt, fehlte hier auch die geringste Spur. Noten, Bücher und Zeitschriften lagen ohne sorgfältige Ordnung im Zimmer umher, und auch Johanna Winkelmann selbst hatte nichts weiblich Anmutiges an sich.

Sie war ein großes stattliches Mädchen mit kräftiger, ebenmäßiger Gestalt und einem etwas bäuerlich groben, sommersprossigen Gesicht. Ihre großen Augen blickten bald gleichgültig, bald finster in die Welt, und der fest zusammengekniffene Mund ließ sie älter erscheinen, als sie war. Auch würde wohl kaum eine andre junge Dame von zwanzig Jahren ihr üppiges aschblondes Haar so gleichgültig und geschmacklos in einen unförmlichen Zopfberg aufgesteckt haben, wie Fräulein Winkelmann das that. Von derselben Reizlosigkeit war ihre Kleidung. Das Fräulein war stets ordentlich und sauber, aber nie auch nur mit der geringsten liebevollen Sorgfalt angezogen. Niemand hätte in ihr eine Schülerin des königlichen Konservatoriums, also eine angehende Künstlerin, vermutet. Sie machte eher den Eindruck einer Lehrerin oder einer recht strengen Aufseherin in einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder.

Hans war schon seit Wochen mit ihr bekannt. Er hatte zu der Zeit, als er hier heimlich an seinem Weihnachtsbild malte, öfters mit ihr gesprochen und an ihren bisweilen etwas spöttischen, aber immer klugen und oft sogar geistreichen Bemerkungen stets seine Freude gehabt. Seit den paar Tagen, daß er bei Frau Kronemann ab, war er des Fräuleins Tischgenosse und hatte da an der Unterhaltung des häßlichen Mädchens immerhin mehr Freude gefunden, als an dem stumpfsinnigen Geschwätz der jungen Herren, die zur Tischgesellschaft gehörten.

Heute aber schwiegen sie. Denn die Klöße waren vorzüglich und ihr Hunger war gesund. Endlich brach Fräulein Winkelmann das Schweigen und sagte mit etwas zu lauter, aber eigentümlich langvoller Stimme:

„Da wir nun also wirkliche Zimmernachbarn sind und Sie wahrscheinlich auch einen großen Teil des Tages in Ihren vier Wänden verbringen, so ist es wohl gut, wenn wir uns beizeiten über unsre Musikstunden einigen.“

„Wie meinen Sie das?“ erwiderte Hans lachend und ohne von seinem Teller aufzusehen. Er hatte gar nicht das Gefühl, einer Dame gegenüber zu sitzen, der er eine gewisse gesellschaftliche Artigkeit schuldig war.

„Ich meine, wir wollen uns mit unserm musikalischen Värm gegenseitig vertragen und ihn auf eine Zeit verlegen, wo wir einander möglichst wenig belästigen. Gestern nachmittag spielten Sie ein paar Vieder ohne Worte. Ich kann Mendelssohn so wie so nicht leiden. Aber, da ich gerade ernste Vettüre vor hatte, störte es mich doppelt. Also sehen wir für jeden von uns ein paar Stunden fest. Im übrigen ist Schonzeit. Sie spielen nur zu Ihrem Vergnügen, werden also mit ein bis zwei Stunden zufrieden sein müssen. Bei mir hingegen erheischt es die Pflicht, daß ich täglich drei bis vier Stunden spektakle. — Also, bitte, schlagen Sie vor!“

Hans blickte belustigt von seinem Teller auf: „Sie scheinen mir ja eine recht zielbewußte Dame zu sein. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich gar keine Lust habe, mich mit meinem Vergnügen an eine bestimmte Zeit zu binden. Für die Arbeit ist ja ein genauer Stundenplan vielleicht ganz angebracht, mir wäre er auch dafür unangenehm, aber für die Erholungszeit scheint mir ein derartiger Vorschlag einfach unausführbar. Ich bin dafür, jeder spielt drauf los, wann, wie oft und zu was er gerade Lust hat. Nur keinen Zwang! Den ertrage ich nicht. Wenn einem von uns beiden die Spielerei des andern zu toll wird, dann können Sie ja ausziehen!“

„Das ist leicht gesagt,“ erwiderte Johanna Winkelmann ein wenig bitter. „Sie finden wohl überall schnell ein Unterkommen. Aber für ein alleinstehendes junges Mädchen ist es nicht immer leicht, bei anständigen Leuten Wohnung zu erhalten.“

„Dann können Sie ja meinetwegen auch hier wohnen bleiben. Mich haben Sie übrigens bis jetzt gar nicht gestört. Ich habe überhaupt noch nichts von Ihrem Klavierspiel gemerkt. Uebrigens kann ich mir ganz gut vorstellen, daß die Musik, die Sie machen, weit weniger abstoßend ist, als...“ Er unterbrach sich und fügte etwas verlegen hinzu: „als wie Sie selbst anzunehmen scheinen.“

Sie sah ihn mit großen Augen ruhig an: „Ich hatte jetzt Ferien und bin daher etwas faul gewesen, um doch auch ein wenig vom Weihnachtsfest zu haben. Meine paar Fingerübungen habe ich abgethan, wenn Sie ausgegangen waren. Wenn ich aber jetzt täglich

vier Stunden das fürchterlichste Zeug klumpere, so dürften Sie das wohl bald genug recht unangenehm empfinden, und Sie werden dann einsehen, daß es sehr rücksichtsvoll von mir war, als ich Ihnen den Vorschlag eines zu vereinbarenden Stundenplanes machte."

Hans war durch die heute besonders herbe Art und Weise des Fräuleins eigentümlich betroffen, er empfand plötzlich ein gewisses Mitleid mit dem freudlosen Ausdruck ihres Gesichts und fragte erstaunt: "Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber es kommt mir vor, als ob Ihnen Ihre Musik nicht einmal selbst Vergnügen bereite."

"Dann kommt es Ihnen ganz richtig vor. Außer dem Klavierpiel gehören aber zu meiner Pflicht auch noch allerhand Gesangsübungen, die mir ebenfalls nicht den mindesten Spaß machen."

"Aber warum treiben Sie denn etwas, wozu Sie keine Lust haben?"

"Jemand etwas muß man doch werden," erwiderte sie gleichgültig, indem sie sich einen neuen Klop auf den Teller legte. "Das ist doch bei dem Menschen einmal so eingerichtet. Jedes andere natürliche Wesen, ob Tier oder Pflanze, macht sich kein Gewissen daraus, einfach das zu werden und zu bleiben, wozu es die Umstände ohne sein Zutun machen. Der Mensch aber bessert und treibt immer an sich herum und denkt, er muß sich durchaus künstlich zu irgend etwas Besonderem machen."

"Gewiß! Und ich finde das eine sehr lustige und gar keine traurige Einrichtung, daß wir uns unser Leben nach einem Wohlgefallen einrichten können. Man strebt aus dem Zwange der angeborenen Umgebung heraus und wird das, wozu man am meisten Lust hat. Gibt es etwas Schöneres?"

"Ja, wenn man wirklich zu etwas Lust hat, mag das ganz schön sein. Wenn man aber zu nichts Lust hat, bleibt nur das Pflichtbewußtsein, irgend etwas zu werden, und man wird dann eben das, wozu man am wenigsten Lust hat. So werde ich infolgedessen Musiklehrerin. Fleißig bin ich, und meine Lehrer finden auch gute Anlagen bei mir; also warum soll ich diesen Beruf nicht ausfüllen können? Ich erfülle dann wenigstens einen Zweck."

Hansens gesunde Natur wurde von diesem krankhaften Trübsinn mit einigem Mißtrauen erfüllt, und er erwiderte etwas spöttisch: "Ich habe Sie bisher für zu ehrlich gehalten, um sich in einer solchen Komödie des Welt Schmerzes zu gefallen!"

"Komödie? Welt Schmerz?" sagte sie mit mattem Lächeln und schüttelte überlegen den Kopf. "Nein, einen Schmerz ist doch die ganze Geschichte nicht wert. Ich beklage mich ja auch gar nicht. Ich erkläre nur ganz einfach, daß ich keine Freude an der Sache habe, und kann meine Verwunderung nicht verbergen, daß Sie das so unbegreiflich finden."

"Das ist aber doch auch unbegreiflich! Donnerwetter, wenn ich bedenke, was ich für eine Freude habe, daß ich mich jetzt endlich aus all der gutgemeinten Fürsorge und beständig Rücksicht fordernden Liebe der Familienluft herausgeholt habe zu einem eignen freien Dasein! Sie haben es als Weib doch sicher noch viel schwerer gehabt, sich loszureißen. Da muß doch jetzt eigentlich bei Ihnen auch das Triumphgefühl und die Freude noch viel stärker sein als bei mir."

Das häßliche Mädchen sah ihn wieder mit einem eigentümlich gleichgültigen und überlegenen Lächeln an. Er kam sich mit einem Male recht unbedeutend vor, und er dachte sich sein Gegenüber plötzlich als Modell zu einer uralten grauen Schiffsalmskulptur, die die thörichten Fragen eines unreifen Jünglings mit einem berechneten Schweigen beantwortet. Zu diesem Bilde mußte sie ihm unbedingt einmal sitzen. Er war fest entschlossen, sie gelegentlich darum zu bitten. Aber nur einen Augenblick war ihm der Gedanke an eine Schiffsalmskulptur durch den Sinn geflogen. Jetzt sah er wieder klar das junge ernste Mädchen vor sich, und von ihrem Schweigen peinlich berührt, fuhr er fort:

"Sie haben aber gewiß schon viel Bitteres und Schmerzlichendes erlebt, ehe Sie sich Ihre Freiheit erungen haben, so daß schon im Kampfe um Ihre Selbstständigkeit Ihr Lebensmut aufgebraucht worden ist. Trösten Sie sich. Wenn Sie erst einmal einen bestimmten greifbaren Erfolg vor sich sehen, dann kommt mit dem Bewußtsein der Kraft auch die Lebensfreude wieder. Also seien Sie vergnügt, und spielen Sie nicht die weisheitsvolle Nachseule!"

Jetzt lachte Johanna sogar ein wenig und sagte: "Sie sind wirklich komisch, lieber Herr! Ich bedarf durchaus keines Trostes und noch weniger eines Trösters. Denn Sie sehen, ich bin so vergnügt, als

es meine Natur nun einmal zuläßt. Ich habe auch durchaus keine bittere und schmerzliche Vergangenheit hinter mir, sondern gar keine Vergangenheit. Ich habe überhaupt noch gar nichts erlebt, abgesehen von unendlicher Langeweile. Na, und das ist doch schließlich noch weniger als nichts."

"Also haben Ihre Eltern die Wahl eines künstlerischen Berufs ohne weiteres gebilligt?" fragte Hans überrascht.

"Meine Eltern? Ach, die sind so früh gestorben, daß ich überhaupt keine Erinnerung mehr an sie habe. Ich bin bei entfernten Verwandten aufgewachsen, ehrlichen, langweiligen Leuten, die selbst keine Kinder hatten und eine Freude daran empfanden, mir das zu geben, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft gehört. Die Tante lehrte mich alle Künste der Hauswirtschaft und sonstiger weiblicher Thätigkeit. Mir machten alle diese Arbeiten keine Beschwerden. Aber sie erschienen mir außerordentlich langweilig und zwecklos. Ich sollte durchaus zu einer wackeren Hausfrau erzogen werden und hatte doch gar keine Neigung dazu. — — — Dann wurde ich auch, was man so nennt, in die Gesellschaft eingeführt. Aber als ich auf den



Ausstellung amerikanischer Jagdtrophäen in Stuttgart.
(Zu dem Artikel: „Aus den Jagdgründen Nordamerikas“ S. 451.)

ersten Ball geschleppt worden war und natürlich fast durchweg Mauerblümchen gespielt hatte, da sträubte ich mich zum erstenmal gegen die Erziehung der Tante und weigerte mich alles ferneren gesellschaftlichen Verkehrs. Die Tante war über meinen plötzlichen Trost erstaunt und ungehalten, vielleicht nicht einmal mit Unrecht. Denn meine ihr unbegreifliche Eigenwilligkeit mußte ihr natürlich als schwarzer Undank gegen ihre mütterliche Fürsorge erscheinen. Aber nachdem sie mir den Standpunkt gehörig und ausführlich klar gemacht hatte, ich meine, den Standpunkt, den es sich für ein junges Mädchen einzunehmen schickt, begann ich endlich, mich selbst und die Welt einigermaßen zu erkennen. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, mich still bescheiden für den unbekannten, aber mit Sicherheit zu erwartenden oder zu erjagenden zukünftigen Gebieter als treue geschäftige Lebensgefährtin ausbilden zu sollen. Binnen wenigen Tagen war mein Entschluß gefaßt und fand bei Tante und Onkel, der zugleich mein Vormund war, erstaunlich wenig Widerstand. Sie mochten wohl die Unbegreiflichkeit meines plötzlich erwachten Willens erkannt haben und waren froh, die unbequem gewordene Pflegetochter wieder los zu sein. Mein kleines elterliches Vermögen hatten mir die guten Leute trotz ihrer vielen Ausgaben für mich unverkürzt bewahrt. Es reicht jetzt aus, um meine musikalische Ausbildung zu bestreiten und mich selbständig zu machen."

Hans hatte ihrer Erzählung aufmerksam zugehört und sagte gutmütig: "Da haben Sie's doch eigentlich jetzt ganz gut."

"Aber natürlich," erwiderte sie. "So gut es einem eben gehen kann. Ich habe doch auch schon vorhin Ihr Mitleid, oder was Sie mir sonst für eine weiche Gefühlsregung entgegenbringen wollten, dankend abgelehnt. Ich bin ganz zufrieden."

"Na, das sieht man Ihnen aber nicht an! Wenn man zufrieden ist, muß man doch auch ein bißchen vergnügt sein!"

"Muß man das?" fragte sie spöttisch. "Das ist ein sehr gefährliches Vorurteil. Je vergnügter man ist, desto sorgloser und waffenloser ist man gegen die Zufälle des Lebens. Die Freude trübt unsern scharfen Blick und fälscht das klare Bild der Wirklichkeit. Die einzige vernünftige Freude wäre ja das Hohnlachen über die Zwecklosigkeit und Vächerlichkeit des ganzen Getriebes, die Schadenfreude an der sinnlosen und erfolglosen Selbstquälerei rings um uns her. Aber ich halte es für unanständig, eine derartige Freude laut zu äußern. Es giebt weiche Gemüter, die das verlegt!"

Hans ging jetzt auf ihren spöttischen Ton ein und sagte lächelnd: "Sie sind ja ungemein zartfühlend und rücksichtsvoll! Diese Tugend ist Ihnen um so höher anzurechnen, als Sie ja als freier, selbständiger Mensch durch nichts dazu verpflichtet sind. — Sie haben wohl mit gutem Verständnis und treuem Gedächtnis viel gute oder doch geistreiche Bücher gelesen? Schopenhauer? Stirner? Nietzsche? Hm?"

"Gewiß," entgegnete sie ruhig, "und ich glaube, das ist auch für eine Dame keine Schande!"

"Ja, ja. Dann begreife ich alles."

"Ich freue mich über Ihr Begriffsvermögen. Aber ich sollte meinen, meine ernste Lebensauffassung müßte Ihnen auch ohne die Annahme fremder literarischer Beeinflussung begreiflich erscheinen. Meine Stimmung liegt durchaus nicht in meinem Verstand, sondern in meinem Gefühl begründet. Ich mag nun mal vergnügte Menschen nicht ausstehen. Diese grundlose tägliche Jubelerei kommt mir kindisch vor."

Hans machte eine komisch bedauernde Geste zerknirschten Schuldbewußtseins, und Johanna Winkelmann fügte burlesk hinzu: "Deshalb können wir uns aber trotzdem vertragen und uns beispielsweise über den musikalischen Stundenplan in aller Freundschaft einigen."

Schon seit einigen Minuten drang aus der Küche besonders laut die fröhliche Stimme Frau Kronemanns herüber. Jetzt öffnete sich die Thür, und von seiner Mutter über die Schwelle geschoben erschien Heinrich Kronemann.

"Glänzend hat er die Prüfung bestanden," rief die Mutter. "Das hab' ich ja immer schon vorhergesehen. Aber weiß's nun wirklich so geworden ist, freut es mich doch wie eine Ueberraschung. Abgearbeitet sieht er freilich aus, der arme Junge. Na, ich werde dich schon wieder herausfüttern, wenn du dich jetzt ein paar Wochen zu Hause ausruhest. Komm nur her, und seß dich! — Sie erlauben doch, Fräulein Winkelmann?"

Das Fräulein und Hans beglückwünschten den jungen Arzt, Hans bezweifelte jedoch eine längere Ruhezeit und sagte: "Jetzt wird wohl dein Vater zunächst darauf dringen, daß du gleich noch deinen Doktor machst."

"Ist alles schon erledigt," erwiderte Heinrich. "Ich wollte den Eltern beide Ueberraschungen auf einmal bringen. Ich habe den ehrenvollen Titel, den staatlichen Erlaubnischein und alles, um in schulgerechter Weise Krankheit und Schmerzen aus der Welt zu schwindeln zu dürfen."

Frau Kronemann drückte ihren Jungen in stolzem Mutterglück an die Brust, und Hans sagte herzlich: "Das freut mich! Und es muß doch ein schönes Gefühl für dich sein, daß du nun dein eigener Herr und niemand mehr Rechenschaft schuldig bist."

Heinrich schüttelte den Kopf und antwortete: "Ich komme mir jetzt weder wichtiger, noch würdiger vor als vorher, und weiß eigentlich überhaupt nicht, warum ich die Prüfung gemacht habe."

Die Mutter sah ihn bei den Schultern und streichelte ihm die Wangen und sagte ein wenig vorwurfsvoll, aber mit überquellender Zärtlichkeit: "Zum wenigsten doch deshalb, um deinen Eltern eine Freude zu machen."

"Ja, meine gute Mutter," erwiderte Heinrich mit bebender Stimme. "Das ist auch der einzige Grund, warum ich's gethan habe. Ich wußte nicht, was es sonst für einen Zweck haben sollte."

Hans schüttelte den Kopf, Johanna Winkelmann aber flüsterte ihm leise zu: "Sehen Sie, das ist ein vernünftiger Mensch, dem nichts wichtig genug



Ausstellung amerikanischer Jagdtrophäen in Stuttgart. (Zu dem Artikel: „Aus den Jagdgründen Nordamerikas“ S. 451.)



Das Osterlammchen. Originalzeichnung von L. Blume-Siebert.

scheint, um darüber eine große Freudenkomödie aufzuführen."

"Ach was," entgegnete Hans, "krank und überarbeitet ist er. So verrückt war er doch früher nicht. Er wird sich schon erholen und wieder munter werden."

"Wann kommt denn der Vater nach Hause?" fragte Heinrich.

"Gegen sieben Uhr," antwortete die Mutter.

"Dann warte ich so lange und gehe nicht zu ihm. Es wird ihn mehr freuen, wenn er die Ueberraschung zu Hause hat. Nicht wahr? Und Gustav?"

"Ist auch ausgegangen," sagte Frau Kronemann, "und wird wohl erst zur Nacht nach Hause kommen."

"Wir haben uns aber für heute abend neun Uhr im Löwenbräu verabredet," fügte Hans hinzu.

"Gut!" erwiderte Heinrich. "Dann gehe ich heute abend mit."

"Das hat ja aber noch Zeit. Herr Doktor," redete ihn jetzt Johanna mit ihrem freundlichsten Tone an. "Bis dahin gehören Sie mir und werden mir jetzt alles hübsch erzählen, wie es Ihnen all die Monate gegangen ist."

"Ree, das wird er vor allem mir erzählen, Fräulein Winkelmänn," fiel ihr Frau Kronemann ins Wort. "Ich habe aber keine Zeit, mich hier mit ins Zimmer zu setzen. Ich muß in der Küche aufpassen. Also, komm, Heinrich, setz dich draußen zu mir. Schade, daß du schon unterwegs gegessen hast, aber eine Tasse Kaffee werde ich dir machen. — Wenn Sie mit heraustrinken wollen, Fräulein Winkelmänn, und zuhören, so habe ich nichts dagegen."

Damit nahm sie ihren Sohn unter dem Arm und zog ab. Gehorsam, wenn auch ein wenig mürrisch, folgte Johanna Winkelmänn nach.

4.

Schon nach Verlauf weniger Wochen hatte sich Gustav Kronemann bei Völkels eine wichtige und geradezu unerschütterliche Stellung geschaffen. Sowohl im Geschäft, wie in der Familie war er rasch unentbehrlich geworden, und es kam Völkels ganz unbegreiflich vor, wie sie ihr Leben und ihre Arbeit bisher ohne diese lebenswürdige und thatkräftige Hilfskraft hatten bewältigen können.

Thatsächlich freilich war der kluge junge Mann schon längst weit mehr, als die niedere Hilfskraft, die er bei seinem Eintritt in das Geschäft hatte werden sollen. Er war geradezu die Seele desselben geworden, und zwar, ohne daß es Völkels gemerkt hätten. Er impfte diesen ehrlichen Leuten geschickt seine eignen kaufmännischen Absichten ein, näherte und pflegte sie bei ihnen durch allerhand gelegentlich hingeworfene Bemerkungen und ließ sie so zu ihrem scheinbar eignen, selbstgestalteten Entschlusse heranreifen.

So kam es dem Hofmündbäcker und seiner Frau eines Tages zum Bewußtsein, wie schlecht es doch eigentlich um die Weißbrotbäckerei in der Stadt bestellt sei, und daß auch ihre eignen Semmeln ganz gut noch besser sein könnten. Gustav widersprach natürlich bescheiden, ließ sich aber bald überzeugen und erkannte willig die Ueberlegenheit seiner Brotherrschaft an.

"Sehen Sie," sagte Frau Vökel, "wir sind ja sehr zufrieden mit Ihnen, Herr Kronemann. Sie sind fleißig und zuverlässig und immer auf dem Posten. Sie haben auch Verständnis und Liebe für das Geschäft und machen guten und glücklichen kaufmännischen Gedanken. Aber es fehlt Ihnen an dem geschäftlichen Scharfblick, einen guten Gedanken auch folgerichtig auszuführen und in die Wirklichkeit umzusetzen. Wie oft haben wir in letzter Zeit von den Mängeln unsrer Weißbrotbäckerei gesprochen. Da wundert es mich sehr, daß Sie noch nicht auf den einfachen Gedanken gekommen sind, was für ein vorzügliches Geschäft derjenige machen müßte, der da zuerst einmal gründliche und gediegene Abhilfe schaffen würde. Ich habe mich jetzt mit meinem Manne entschlossen, die Sache zu machen. Wir lassen uns das beste ungarische Weizenmehl unmittelbar aus der Mühle kommen, immer gleich eine Doppel-Lowry auf einmal. Der Vorrat wird gar nicht zu groß sein. Dann backen wir jeden Tag dreimal, so daß wir die Brötchen zu jeder Mahlzeit frisch liefern können. Ueberlegen Sie sich einmal, wie wir die Sache ein bißchen bekannt machen können. Zu Anfang brauchen wir natürlich tüchtige Kellame. Aber dann sollen Sie mal sehen, wie die ganze Stadt nach unsren Semmeln rennen wird."

"Natürlich," fügte Herr Vökel mit wichtigem Schmunzeln hinzu, "wir werden gar nicht genug liefern können und die Bäckerei vergrößern müssen. Wir sprachen doch erst neulich darüber, daß der größte und sicherste Verdienst immer mit wirklichen Bedarfsartikeln zu erzielen ist. Bedarfsartikel muß man erzeugen und keine Luxusartikel. Nur dann kann man zu allen Zeiten auf ständige Kundschaft zählen. Sie waren ja auch immer dieser Meinung. Nun also? Das Stollengeschäft zu Weihnachten ist ja immer recht gut. Aber jetzt? Was trägt denn die ganze Kuchenbäckerei? Wir können ja gewissermaßen auch damit

zufrieden sein und nicht gerade klagen. Aber so recht im großen Stile läßt sich das naturgemäß nicht betreiben. Nicht wahr? Großbetrieb ist aber modern, und wer Geld verdienen will, muß mit dem Geiste der Zeit gehen. Ja, ja, junger Freund. Sie können noch eine ganze Menge bei uns lernen, und es soll mich auch freuen, wenn Sie diese Gelegenheit recht gut wahrnehmen. Wir führen also die dreimal tägliche Weißbrotbäckerei ein und fahren unsre Ware in eleganten kleinen Wagen überall in der Stadt herum."

Herr Kronemann hatte gegen diesen Neuerungs-vorschlag einige wichtige Einwände erhoben, die ihm mit leichter Mühe und seinen eignen früher gebrauchten Worten widerlegt wurden. Dann hatte er seinen längst reiflich überlegten Plan rasch und glücklich ausgeführt, und Völkels waren selbst erstaunt, wie schnell ihr junger Buchhalter ihren glücklichen Gedanken verwertete.

Vier hübsche mit Eisen bespannte Wagen fuhren tagaus, tagein in den Straßen herum und machten schon durch die ungewohnte Bespannung wirkungsvolle Kellame. Diese Gelfuhrwerke trugen der Firma zudem das Wohlwollen des Tiereschuhvereins ein, der schon lange gegen die Verwendung von Zughunden eiferte, und die Zeitungen brachten lange Berichte über Völkels Semmelfuhrwerke. Daß die Semmeln gut waren, dafür sorgte Vater Martin, und nach kurzer Zeit mußte die Anzahl der kleinen Fuhrwerke verdoppelt werden, um die rasch wachsende Kundschaft befriedigen zu können.

Inzwischen hatte Kronemann bereits den Plan einer großen Brotbäckerei gefaßt, um dieses wichtigste Gebäud in wirklich musterhafter und immer gleichmäßiger Güte im großen herstellen zu können. Es war ja auch ganz natürlich, daß Völkels bei dem großen Erfolge ihrer Weißbrotbäckerei auf den nahe-liegenden Gedanken kommen mußten, denselben Versuch mit der Schwarzbrotbäckerei zu machen, und Gustav Kronemann war in ihrem Auftrag eifrig mit den nötigen Vorarbeiten und Berechnungen beschäftigt.

So herrschte im Geschäft immer die angestrengteste Thätigkeit. Ganz abgesehen von der Vermehrung des Bäckereipersonals, war auch die rein kaufmännische Arbeit rasch derartig gestiegen, daß bereits im März zwei weitere junge Leute eingestellt werden mußten, um den Buchhalter zu entlasten, auf dem die gesamte kaufmännische Leitung des mächtig emporgehenden Betriebes ruhte. Herr Vökel war rastlos in der Backstube beschäftigt und Frau Vökel unermüdlich hinter dem Ladentisch auf ihrem Posten. Beide waren sehr zufrieden, in ihrem Buchhalter einen Mann zu besitzen, auf den sie sich in der sachverständigen Ausführung ihrer eignen unternehmenden Pläne vollständig verlassen konnten, und ließen ihm durchaus freie Hand. So war, ohne daß sie es gemerkt hatten, die eigentliche Leitung des Geschäftes thatsächlich auf Gustav Kronemann übergegangen.

Desen Arbeitskraft schien unerschöpflich, und dabei war er auch im gesellschaftlichen Verkehr immer von unwiderstehlicher Frische. Um Meta gefällig zu sein, veranlaßte er die Eltern, sich an den Vergnügungen des Vereins „Eintracht“ zu beteiligen, dem sie schon lange angehört, aber in ihrer ruhelosen Thätigkeit thatsächlich immer fern geblieben waren. Gustav sorgte jetzt, daß auch der Feierabend zu seinem Rechte kam, und brachte überhaupt ein frisches Leben in die Familie, was Hans niemals zu leisten im Stande gewesen war.

Seine Sonntage verbrachte Gustav fast immer in Völkels Hause, und auch an den Wochenabenden leistete er ihnen häufig Gesellschaft, und fehlte er einmal ein paar Tage, so wurde er von allen schmerzlich vermisst, außer von Tante Hedwig, die ihre Abneigung gegen ihn ziemlich mutig zur Schau trug, wenn er nicht da war, und ihn dann bisweilen sogar einen anmaßlichen Schwerenöter schimpfte. In seiner Gesellschaft hingegen vermochte auch sie sich seiner bestechenden Lebenswürdigkeit nicht zu entziehen.

Am glücklichsten jedoch durch seinen Verkehr war Meta. Es lixelte ihre Gittelleit, den schönen eleganten Mann so offenbar in ihren Vanden zu sehen. Gustav trug auch die Ketten, in denen sie ihn gefangen zu haben glaubte, ziemlich offen vor aller Augen und besonders vor ihren eignen Augen zur Schau, und so berauschte sich das junge Mädchen täglich von neuem an dem Triumph ihrer siegreichen Reize. Nur hin und wieder stökte ihr der angenehme Mann plötzlich ein unheimliches Gefühl des Schreckens ein. So, wenn er sie beim Tanzen einen Augenblick mit wilder Leidenschaft an sich preßte, oder wenn er im Gespräch einmal mit einer gewissen Erregung von einer schönen Schauspielerin schwärmte. Sie nahm dann all ihre kleinen Künste zusammen, um ihn für seine Ungezogenheit zu strafen und hatte auch stets die Freude, ihre Koketterie von Erfolg gekrönt zu sehen. Immer kehrte er wenig zurück und ward auf jede Weise um ihre Verzeihung und ihre Gunst.

Stets waren daher ihre Gedanken mit dem Bilde

des schönen, gefährlichen Mannes beschäftigt, und manchen Abend betrachtete sie ihr blondes Vockensköpfchen und ihr zierliches Figürchen freundlich im Spiegel und sagte sich stolz: „Ich bin doch ein kleines Teufelsmädels, daß ich einen solchen Mann so am Fädchen zu halten vermag.“

Sie dachte nicht daran, daß es auch kokette Männer giebt, die in derlei Künsten, wenn sie sie einmal betreiben, noch viel gefährlicher sind als die Frauen, und daß dann alle weibliche Koketterie sehr ärmlich und machtlos ist gegenüber dem kühlen Raffinement eines klugen Verführers. Wenn ein Mädchen in Liebeskünsten rechnet, so rechnet sie mit ihren Reizen auf die verlebte Dummheit des Mannes, und diese Rechnung trägt selten. Ist aber der Mann ausnahmsweise nicht dumm und fängt selbst zu rechnen an, so stellt er seine Berechnung auf die für Schmeichelei und Kränkung so empfängliche Gittelleit des weiblichen Herzens, und diese Rechnung trägt nie.

Von Frau Vökel blieb das eifrige Liebeswerben Gustavs natürlich nicht unbemerkt, und sie machte sich ihre eignen Gedanken darüber. Sie vermutete nicht ganz unrichtig, daß es wohl vor allem die Hoffnung auf Meta war, die den jungen Mann zu seinem so regen Geschäftseifer anspornte. Sie hütete sich daher, ihm diese Hoffnung etwa zu nehmen. War ihr doch auch selbst seine lebenswürdige Gesellschaft immer sehr angenehm. Als Schwiegersohn freilich wäre er ihr nicht willkommen gewesen. Nicht etwa wegen seiner Armut; denn sie war kaufmännisch genug, um seine geschäftliche Brauchbarkeit höher anzuschlagen, als ein etwaiges bares Kapital. Aber ihre Gittelleit verlangte nach einem Manne von Ansehen, Rang und Titel für ihre Tochter. Darauf glaubte sie auch guten Anspruch und gute Aussicht zu haben. Reichtum war ja vorhanden und freundlicher Verkehr mit der vornehmsten Gesellschaft ebenfalls. Verkehrten doch in ihrem Hause die Vertreter der glänzendsten Namen, wie die Gräfin von Meerbach! Sogar König Tschulalonkorn von Siam hatte bei ihr Plaudereien geführt, wobei sich eine scherzhafte Sache ereignet hatte, die für Majestät selbst zwar ein wenig peinlich, für Frau Vökel aber schließlich sehr ehrenvoll verlaufen war. Sie erzählte diese Geschichte sehr oft und gern; denn sie hatte ihre Erhebung in den königlich siamesischen Hofmündbäckerstand zur Folge gehabt. Kurz, die Mutter war überzeugt, daß ihre Tochter auf Bewerber aus den angesehensten Familien rechnen konnte, und sie war auch überzeugt, daß die Tochter sich dieser ihrer vornehmen Stellung bewußt war und ihr Herz bei den kleinen koketten Eroberungszügen gegen Herrn Kronemann nicht mitsprechen ließ. Gleichwohl beschloß sie, fortan ein wachames Auge auf Meta zu haben, um bei der geringsten Gefahr sogleich rettend einspringen zu können. Auch ihren Mann mußte sie warnen, der einer etwaigen plötzlichen Werbung Kronemanns in seiner Gutmütigkeit vielleicht sonst nicht den gehörigen Widerstand entgegengesetzt hätte.

Sie selbst bot dem jungen Manne gegenüber fortgesetzt ihre beste sauerliche Lebenswürdigkeit auf, verfehlte aber nicht, ihn gleichwohl hin und wieder merken zu lassen, wie groß der gesellschaftliche Unterschied zwischen ihrem Stande und dem seinigen war. Einstweilen natürlich, da die hochgeborenen Freier für ihr Töchterlein unbegreiflicherweise noch säumten, nahm sie seine Begleitung und seine Rittersdienste auf allen Festlichkeiten mit Dank und mit Vergnügen an, und das angenehme Bewußtsein, für ihre Tochter über den elegantesten Kavalier in der ganzen „Eintracht“ zu verfügen, machte ihr Antlitz dann immer in rötlichem Mutterstolz erglänzen.

Hans zeigte sich höchstens ein- bis zweimal in der Woche zu Hause, besuchte regelmäßig seine Akademiestunden und malte in seiner neuen Wohnung fleißig an einem großen Bilde, über das er sich in allerhand geheimnisvollen Andeutungen erging. Johanna Winkelmänn hatte sich mürrisch aber ohne langes Sträuben bereit erklärt, ihm zu der einen weiblichen Hauptfigur, einer jungen Arbeiterfrau, als Modell zu dienen, und er hatte bequeme Gelegenheit, die unfreundliche Bereitwilligkeit seiner Nachbarin reichlich zu benutzen. Schwieriger war es mit dem Modell der andern Hauptfigur, zu dem er sich die rote Leonore aus der elterlichen Kaffeestube ausersehen hatte. Er hatte sie ja bereits für den Zweck seines Weihnachtsbildes einmal oberflächlich skizziert. Aber jetzt, für dieses neue Bild, brauchte er die ganze Gestalt, und Leonore war jetzt ziemlich geizig mit der wenigen freien Zeit, die ihr von Geschäfts wegen blieb. Nur seinen dringendsten und freundlichsten Bitten gelang es hin und wieder, sie zu einer Sitzung zu bewegen.

Hans war überzeugt, daß er ohne diese beiden Frauengestalten, die ihn beide in ihrer Eigenartigkeit mächtig reizten, sein Bild unmöglich so vollenden könnte, wie es ihm innerlich vorschwebte. Doch wußte er sich gar keinen Rat, wie er sich ihnen für den wichtigen Dienst, den sie ihm leisteten, erkenntlich zeigen sollte. Wirkliche Sorgen machte er sich darüber natürlich

nicht, immerhin aber war es ihm in seiner Gutmütigkeit peinlich, den Damen zu Dank verpflichtet zu sein, ohne ihn doch einstweilen abstaten zu können.

Er hoffte jedoch, daß sich schon irgend einmal eine schickliche Gelegenheit finden würde, um seiner Anstands-pflicht zu genügen, und behandelte einstweilen seine sonderbare Nachbarin mit aller Rücksicht, deren er fähig war. Obwohl über ihren musikalischen Stundenplan ein Uebereinkommen nicht zu stande gekommen war, dachte er bisweilen daran, nicht selbst Klavier zu spielen, wenn er sie zu Hause wußte, und ertrug es bisweilen mit nur geringer Ungebuld, wenn sie ihn, wahrscheinlich aus Rache dafür, daß er den Stundenplan verschmäht hatte, oft stundenlang mit Fingerübungen und Solfeggien quälte.

Die rote Leonore hatte er für ihre paar Sitzungen mit Geld zu bezahlen versucht. Das hatte sie jedoch stolz und vornehm zurückgewiesen.

„Ich stehe Ihnen aus Eitelkeit Modell und aus Gefälligkeit, weil Sie ein guter, anständiger Mensch sind. Bezahlen lasse ich mich dafür nicht. Wenn ich aber auch einmal eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten habe, so werde ich es Ihnen sagen.“

„Sagen Sie es dreist heraus, Vori,“ hatte Hans erwidert, „schönen Mädchen schlage ich nichts ab, was in meinen Kräften steht.“

In den letzten Wochen freilich hatte Leonore gar keine Zeit mehr gehabt, sich abmalen zu lassen. Ihre seltenen freien Vormittagsstunden hatte sie immer zu allerhand Besorgungen gebraucht und war Hans auch durch ein eigentümliches, bald aufgeregtes, bald niedergeschlagenes Wesen aufgefallen. Seinen Vorschlag, ihm doch einmal abends zu sitzen, hatte sie schroff zurückgewiesen.

„Das geht doch nicht,“ hatte sie einfach gesagt.

„Warum denn nicht? Bei Tage wäre es ja natürlich besser. Aber eine bis zwei Sitzungen bei Nacht sind doch besser, als gar keine bei Tage!“

Bei ihrem energischen Kopfschütteln glaubte er den Grund ihrer Weigerung zu erraten, und er sagte:

„Sie sind doch nicht etwa so verrückt und halten es für unanständig? Das wäre doch einfach blödsinnig. Sie bringen Ihre Mutter mit, oder ich komme meinetwegen auch zu Ihnen. Ein paar anständige, große Lampen werden ja wohl aufzutreiben sein. Da kann dann Ihre Mutter zusehen, wenn ich Sie in Ihrem mattblauen Straßenkostüm abmale.“

„Nein, nein,“ erwiderte sie lebhaft, „das würde die Mutter nicht thun. Und ich kann sie auch nicht jeden Abend allein lassen!“

„Jeden Abend?“ fragte Hans verwundert und lächelte. „Es handelt sich ja nur um einen oder zwei Abende?“

Da umgürtete sie sich plötzlich mit aller damenhaften Würde, deren sie fähig war und entgegnete im Theater-ton: „Kurz und gut, Herr Völk, ich kann über meine Abende nicht frei verfügen. Vergnügen Sie sich, bitte, mit dieser Erklärung.“

All ihre salonmäßige Vornehmheit vermochte es jedoch nicht zu hindern, daß sie dabei ein ganz klein wenig errödete.

Hans schlenkerte bedauernd die Hand, sagte: „Ei, ei, Vori,“ und dachte bei sich: Ich kann es eigentlich niemand verdenken, wenn er einen guten Geschmack hat.“

Da, an einem der ersten Tage des April klingelte es während des Mittagessens bei Krone-manns plötzlich sehr heftig, und Frau Auguste erschien kurz darauf im Wohnzimmer und meldete: „Herr Völk, die schöne rote Dame ist wieder einmal da. Sie will Sie sofort sprechen. Ich habe sie in Ihr Zimmer geführt.“

Hans erhob sich vom Tische und ging etwas erstaunt hinaus, verfolgt von dem schmunzelnden Lächeln der Tischgenossen.

In seinem Zimmer traf er Leonore sehr aufgeregt.

„Herr Völk,“ redete sie ihn sogleich ohne weitere Einleitung an, „bitte, führen Sie mich heute abend ins Zentraltheater!“

„Wie kommen Sie denn plötzlich zu diesem so lebhaften Wunsch, Vori?“

„Sie haben mir doch schon lange eine Gefälligkeit versprochen, und ich bin den ganzen Winter noch in meinem Variété gewesen. Das Zentraltheater soll so schön sein. Bitte!“

„Muß es denn heute abend sein?“ fragte Hans lächelnd.

„Jawohl, heute abend muß es sein. Und in das erste Parquet müssen wir uns setzen, an einen der vordersten Tische. Ich will dann auch Modell stehen, soviel Sie wollen.“

„Meinetwegen, Vori. Wo wollen wir uns denn treffen?“

„Holen Sie mich ja nicht im Geschäft ab. Das

könnte Frau Völk und dadurch dann auch Ihnen selbst unangenehm sein. Ich warke um acht Uhr am Haupteingange des Zentraltheaters auf Sie. Also das ist abgemacht. Nicht wahr?“

„Abgemacht!“ erwiderte Hans, und sie drückte ihm dankbar die Hand und war rasch wieder verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Der drohende Bergsturz im Traversthal.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von V. Allinger, Neuchâtel.

Von einer großen Gefahr ist das enge Traversthal zwischen dem französischen Verrières und dem Neuenburger See bedroht: eine Fläche von 30000 Quadratmetern, gerade oberhalb der mächtigen Zementbergwerke, ist thalab im Rutschen begriffen; man muß darauf gefaßt sein, daß demnächst die Eisenbahnlinie verschüttet und der Fluß Areuse gestaut wird. Am 7. Februar hörten die Arbeiter in den Zementminen auf einmal ein donnerartiges Krachen im Innern des Berges, in den Galerien begannen Steine abzubröckeln, mächtige hölzerne Stützpfiler wurden wie Streichhölzchen geknickt, bis dann einige Galerien plötzlich zusammenstürzten und jeden Zugang zu einem großen Teil des Stollennetzes versperreten, so daß es gar nicht möglich ist, den Umfang der Einstürze zu konstatieren.

Die Zementminen liegen direkt unterhalb der Absturzstelle und werden teilweise sogar als eigentliche Ursache der jetzigen Felsbewegung betrachtet, da der nach allen Seiten ausgehöhlte Untergrund die gewaltige, auf ihm ruhende Last nicht mehr zu tragen vermöge. Die Stollen gehen horizontal etwa 250 Meter tief in den Berg und

gefunden werden können. Geringer zeigt sich an den eingestürzten vier Eingangsstollen ein etwa 30 Centimeter breiter Riß durch den ganzen Felsen, der wahrscheinlich die untere Bruchgrenze darstellt. Daraus schließen die Fachleute, daß der Bruch durch den ganzen Berg geht und die oberen Risse nicht nur von dem inneren Einsturz herrühren.

In den bisher nicht gefährdeten Stollen wird noch weiter gearbeitet, und auch im Freien werden Sicherungsarbeiten unternommen, die aber auf Befehl der Regierung bei eintretender Dunkelheit eingestellt werden. Auch mit der Räumung der wenigen Wohnhäuser wurde schon begonnen.

Das Tauwerk kann die drohende Katastrophe nur beschleunigen. Die Risse haben sich bereits vielfach um 7 Centimeter erweitert, und das eindringende Wasser scheint der rutschenden Masse eine mehr westliche Bewegung gegeben zu haben. Vor allem handelt es sich darum, den Ablauf der Areuse frei zu halten, womit fünfzig Mann beschäftigt sind, die durch Schutzmauern das Bett vor Verschüttung sichern.

Bei der Schneeschmelze oder nach heftigem Regen führt die Areuse 200 Kubikmeter Wasser in der Sekunde. Wenn diese Menge nur wenige Tage gestaut würde und sich dann Durchbruch verschaffte, würden ihre Fluten alles vor sich wegsetzen, die Eisenbahn, Wasserwerke und mechanischen Fabriken für das Traversthal, Neuenburg, Chaux-de-Fonds und Yverdon. Auch manches Wohnhaus würde dem Anprall der Wogen zum Opfer fallen. Angesichts dieser drohenden Gefahr befinden sich die Behörden in einer schwierigen Stellung, da ihnen absolut sichere Vorbeugungsmaßnahmen nicht zu Gebote stehen, so daß man im Interesse aller nur hoffen darf, daß die Katastrophe einen weniger gefährvollen Verlauf nimmt, als es heute den Anschein hat.



Zementbergwerk, Zementmühlen und Geschäftshäuser.

Areuse und Bahnlinie Lausanne-Neuchâtel-Fontenay-Trévis.

Der drohende Bergsturz im Traversthal.

teilen sich strahlenförmig nach allen Richtungen. So sind drei und vier Galerien übereinander ausgegraben, die wieder durch schräge Stollen miteinander in Verbindung stehen, so daß man in einem wahren Labyrinth zu sein wähnt und ohne kundige Führung kaum den Ausweg fände.

Inwiefern dem Bergwerksbetrieb wirklich eine Schuld an der Gefahr zuzuschreiben ist, läßt sich schwer sagen, da dieses Gebiet seit undenklichen Zeiten der Schauplatz größerer und kleinerer Bergstürze war, welche die hier befindliche Thalsperre, la clusette (Klause), verursacht haben, und auf dem einen unserer Bilder sind deutlich Stellen ersichtlich, von wo schon frühere Abstürze stattgefunden haben.

Während im Innern die Einstürze erfolgten, zeigten sich an der Oberfläche zahlreiche Sprünge, darunter solche von 50 bis 80 Centimeter Spaltbreite, wie jener, der von der Staatsstraße bis zur obersten Bruchgrenze der Felsen hinaufführt und der wahrscheinlich die Abgrenzung des gelockerten Felskörpers bildet. Die Straße ist von elf solchen Spalten zerrissen, die man nach beiden Seiten auf- und abwärts verfolgen kann, während die kleineren Risse in dem zurzeit fast meterhohen Schnee nicht auf-

Großfeuer.

Kriminalgeschichte

von

Friedrich Thieme.

„Feuer! Feuer!“ Klang der schrille Schredensruf durch die Nacht; die Sturmglocke sandte ihr gelbes Signal weithin über die Stadt, die Spritzen rasselten lärmend durch die Straßen, die Bewohner stürzten, aus dem Schläfe geschreckt, aus den Häusern und eilten dem Schauplatz des Unglücks zu. Der Brandherd befand sich am Ende der Stadt. Die Niederlage einer großen Konfektionsfirma stand in Flammen. Zwei Stockwerke, mit den Waren des Geschäfts gefüllt, gaben einen Zündstoff, dessen das verheerende Element sich mit erschreckender Schnelligkeit bemächtigte. Aus den Fenstern schlug die helle Lohe, der Qualm drang in dichten Massen aus allen Öffnungen und Ritzen.

Das Parterre und die erste Etage, in welchen die Vorräte der Firma sich befanden, waren unbewohnt, nur die zweite Etage enthielt eine kleine Mansardenwohnung. Der Mieter derselben war ein in der ganzen Stadt bekannter alter Junggeselle, der Lithograph Weilmann. In vieler Hinsicht ein Original, hauste der etwa vierzigjährige Mann ganz allein in seiner einsamen Wohnung, niemand kam zu ihm als eine alte Aufwärterin, die aber nur das als Küche dienende Vorderstübchen betreten durfte. Weilmann hatte eben seine Schrüllen, er verkehrte nur mit wenigen Menschen, beschäftigte sich, wie es hieß, mit der Erfindung des Perpetuum mobile, galt aber im übrigen als ein harmloser Geißel, dem, abgesehen von seiner seltsamen Tätigkeit, niemand etwas Böses nachredete. Während des Tages arbeitete er fleißig in einer angesehenen lithographischen Anstalt, die Abende und auch Nächte widmete er der Ausführung seiner abenteuerlichen Ideen. Oft sah man bis fast zum Morgen das Licht seiner Lampe durch die zwei Fenster seines Wohnzimmers schimmern. Obgleich er nur wenig Aufwand machte und sein Salär nicht eben bedeutend war, stand er doch wie alle dergleichen Sonderlinge im Ruf des Reichtums — freilich hatte noch nie jemand eine größere Summe Geldes in seiner Hand gesehen.

Während unten alles brüllend und hastend durcheinanderwogte, blieb es in Weilmanns Wohnung beängstigend still, das brennende Licht verriet aber, daß der einzige Bewohner des brennenden Hauses anwesend und auch wach war. Ein paar Feuerwehrleute stürmten mit Lebensgefahr die schon sengend heißen Treppen hinauf und donnerten an die Thür, indem sie so laut als sie vermochten den Namen des Inwohners riefen. Keine Antwort! Der Unglückliche lag vermutlich in festem Schlaf.

„Schlagt die Türen ein!“ schrie man von unten herauf — zu spät, der Rauch erstickte fast die kühnen Befreier, schon begannen die hölzernen Stiegen Feuer zu fangen, sie mußten so schnell als möglich zurückkehren, um nicht selbst dem gräßlichen Feuertod zu verfallen.

„Um Gottes willen, der Mann verbrennt!“ ertönte



Der drohende Bergsturz im Traversthal: Einbruchstelle.

es jammernd aus vielen Kehlen zugleich. Viele Frauen weinten und rangen die Hände.

„Die Leiter her, ich will zu ihm hinauf!“

Der Feuerwehrmann Hanke war es, welcher den

gefährlichen Versuch zu wagen beschloß. Im Nu war die Leiter angelehnt, Hanke kletterte behend wie ein Affe, des Rauchs nicht achtend, empor, erreichte das erleuchtete Fenster, dessen Scheiben er mit zwei Schlägen seiner Art zertrümmerte — im nächsten Augenblick verschwand er im Innern.

Mit einem Blick erspähte er den einsamen Bewohner, der nicht etwa schlief, sondern in ratloser Todesangst beschäftigt war, einen Haufen von Papieren und Geräten, wie es dem Feuerwehrmann vorkam, in Sicherheit zu bringen. Der ganze Tisch war mit Maschinen, Instrumenten und Papieren bedeckt.

Weilmann begrüßte seinen Retter auch nicht etwa freudig.

„Was wollen Sie hier?“ herrschte er ihm entgegen.

„Sie retten —“

„Lassen Sie mich, ich bin noch nicht fertig!“

„Mensch, sind Sie wahnsinnig — Sie verbrennen! — Der Rückweg durch die Thür ist abgeschnitten — ich trage Sie durchs Fenster hinab — schnell, um Gottes willen, schnell!“

Statt der Antwort sah ihn Weilmann verstört an, dann breitete er wie in plötzlicher Angst einen auf dem Sofa liegenden Mantel über den Tisch.

„Lassen Sie doch das Zeug jetzt — es ist nicht zu retten.“

„Nein, nein —“

Die Flammen schlugen bereits durch die Thür des Nebenzimmers. Da schien ein neuer Gedanke sich des offenbar sinnlosen Lithographen zu bemächtigen; mit zitternden Händen packte er einen Haufen der auf dem Tisch liegenden Sachen und warf sie wütend in die Glut.

„Mann, was thun Sie — es ist zu spät —“

Weilmann hörte nicht, er griff nach einem kleinen Palet, das vor ihm lag, um es ebenfalls zu vernichten — da beraubten ihn Rauch und Hitze der Besinnung. Stöhnend brach er zusammen. Hanke zögerte nicht länger. Er schob das Palet in seine Brust, packte den Ohnmächtigen und



Der drohende Bergsturz im Traversthal: Dorf Roiraigue.

Der Osterspaziergang aus dem „Faust“ in moderner Auffassung.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Fahrender Schüler:

Wah, wie die modernen Damen fahren!
Herr Bruder kommt, wollt Eure Kraft nicht sparen.
Ein flottes Rad, ein tadelloser Sport
Und eine Maid im Dreh schlägt jeglichen Rekord!“

Bürgermädchen:

Da sieh mir nur die schönen Knaben,
Es ist wahrhaftig gar zu dünn!
Sie sehen, daß wir Schlauchdefekte haben,
Und kümmern gar nicht sich darum!“



Bürger:

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister,
In Fahrverboten seine Macht beweist er,
Doch für die Straßen und Chaussees
Ist noch so gut wie nichts geschehen.“

Soldaten (Radfahrer-Detachment):

Verge mit hoher
Schwindelnder Steigung,
Kurven mit fünfprozentiger Neigung
Müchte ich nehmen,
Müchte ich bezwingen,
Den Kilometerpreis zu erringen!“



Bettler (singt):

Ihr guten Herrn, ihr schönen Frauen,
Auf allerneuestem Fabrikat,
Wollt meine alte Knarre schauen
Und helft mir zu 'nem neuen Rad.“

Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick.
Jetzt kann man schon mit gutem Glück
Examinieren sich auf ebner Fläche.“

Wagner:

Mit Guck, Herr Doktor, pedalisieren,
Ist wahrlich keine Kleinigkeit,
Weil wenig Radler weit und breit
Solch hohe Ueberhebung führen.“



Siehst du den schwarzen Hund
Durch Saat und Stoppeln streifen?“



Wir scheint, daß er magisch leise Schlingen
Zu künstgem Band um unsre Füße zieht.“



Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen,
Doch Radlerleute anzufallen,
Das größte Laster ist's von allen.

stürzte mit ihm zum Fenster. — Zu spät — alles um ihn Feuer und Qualm!

„Das Sprungtuch ausgespannt — ich werfe ihn hinunter!“

Eine halbe Minute später flog ein schwerer dunkler Körper durch die Luft. — der unerlöschene Feuerwehrmann hatte seinen Schützling hinabgeschleudert, das unten ausgespannte, von dreißig Männern gehaltene Tuch fing ihn auf. Zwanzig Hände zogen den Bewußtlosen fort.

„Fertig!“

„Fertig!“

Ein kühner Sprung, eine zweite Gestalt folgte der ersten.

„Hurra!“

Retter und Geretteter waren unbeschädigt angelangt. Es war die höchste Zeit, denn eben stürzte das oberste Stockwerk, das nur aus Fachwerk bestand, mit entsetzlichem Getrach zusammen...

Die aufgehende Sonne beleuchtete nur noch eine rauchende Trümmerstätte. Polizeibeamte, Soldaten und Feuerwehrleute hielten dieselbe besetzt, immer neue Neugierige lösten die heimkehrenden Zuschauer ab.

Plötzlich stürmte mit angstbleichem Gesicht ein Mann daher, die schlotternde Gestalt in einen alten Mantel gehüllt, ein paar Hausschuhe, die ihm viel zu groß waren, an den Füßen.

„Herr Weilmann — das ist er!“ rief es von allen Seiten.

Ungestimmt brach sich der Lithograph Bahn durch die ihn umringende, mit hundert Fragen auf ihn eindringende Menge.

„Wo sind die geretteten Sachen?“ wandte er sich an den ersten Feuerwehrmann, der ihm aufstieg.

Dieser zuckte die Achseln.

„Es ist alles fortgebracht worden — wenden Sie sich an den Polizei-Inspektor — dort steht er.“

Weilmann machte sofort Kehrt und wandte sich zu dem Inspektor.

„Nun, Herr Weilmann, frisch und gesund?“

„Danke — ich —“

„Sie haben gar keine Verletzung erlitten?“

„Nein, nein —“

„Sie sind ins Hotel Friedrich gebracht worden?“

„Ja — habe dort lange bewußtlos gelegen — habe erst vor einer halben Stunde wieder die volle Besinnung erlangt.“

So war es in der That. Und kaum kehrte dem Geretteten die Geistesgegenwart zurück, so blickte er mit wildfunkelnden Augen um sich und fragte nach den geretteten Gegenständen. Man konnte ihm keine Auskunft geben; da sprang er vom Lager auf und wollte barhäuptig, halb entkleidet, in Strümpfen, so wie er dargelegen hatte, nach der Brandstätte aufbrechen. Vergebens suchte man ihn zu halten; in aller Eile schaffte der Wirt einen alten Mantel, einen Hut und ein Paar Schuhe herbei, so angethan rannte Weilmann wie ein Beiseffener davon.

Die Angst stierte dem armen Teufel aus den Augen. Er hörte gar nicht den Glückwunsch des Inspektors.

„Wo sind die geretteten Sachen?“ stieß er hastig hervor.

„Dort drüben in einem Schuppen — aber von Ihrem Eigentum ist nichts dabei, Herr Weilmann, es thut mir leid, Ihnen das eröffnen zu müssen.“

„Gar nichts?“

„Gar nichts.“

„Keine — Maschinen — keine Papiere?“

„Nicht ein einziges Stück.“

Ein Blick des Triumphs flackerte in den grauen Augen des Sonderlings auf, den er dadurch verbarg, daß er sein Gesicht mit der Hand bedeckte. Dann fing er an zu klagen und zu stöhnen.

„Alles hin — meine kostbaren Geräte — meine Erfindung — unbezahlbar, unerseßlich für die Menschheit!“

Ein Polizeifergeant, der sein Gejammer hörte, trat heran. „Herr Weilmann, etwas ist doch gerettet worden.“ Weilmann erbleichte.

„Etwas — was — was denn?“

„Ein kleines, braunes Paket — der Feuerwehrmann Hanke hat es zu sich gesteckt, als er Sie herabholte.“ Sie hielten es in der Hand, als Sie zusammenbrachen. — „Wo ist das Paket?“ stammelte der Lithograph.

„Hanke hat es noch im Besitz — er wollte es Ihnen übergeben, mußte aber nach Hause, da er durch einen herabstürzenden Balken am Kopf verletzt worden ist.“

„Wo wohnt er?“

„Gartenstraße 5, drei Treppen.“

„Danke!“

Weilmann eilte hinweg, während ihm der Inspektor und sein Untergeordneter kopfschüttelnd nachsahen.

„Ein kompletter Narr!“ meinte der Inspektor lächelnd.

„Das Feuer hat ihm vollends den Kopf verdreht,“ stimmte der Sergeant bei.

Der Lithograph jagte in atemlosem Vaußschritt der Wohnung Hankes zu, nicht achtend der ungeheuren

Anstrengung, die den noch nicht völlig wieder Gekräftigten fast zu Boden warf. Schwer atmend sank er auf den ihm mit freudlichem Eifer gebotenen Stuhl.

„Sie sind Herr Hanke?“ preßte er leuchtend heraus.

„Jawohl,“ entgegnete Hanke. Der wackere Feuerwehrmann saß mit verbundenem Kopf auf dem Sofa.

„Sie haben mich gerettet?“

„O, es war nur meine Pflicht,“ erwiderte der bescheidene Mann.

„Ja so — ich werde Sie belohnen — gut belohnen — ich danke Ihnen — Sie haben auch ein Paket für mich in Sicherheit gebracht?“

„Das selbe, was Sie in der Hand hielten — Sie waren eben im Begriff, es wie die andern Sachen ins Feuer zu schleudern — in sinnloser Aufregung, wissen Sie —“

„Wo haben Sie das Paket?“

„Das Paket? Ich gab es meiner Frau in Verwahrung — sie hat es in den Schrank geschlossen.“

Der Lithograph stand auf und trat zu dem Schrank, dessen Thür er sofort aufzureißen versuchte. Umsonst — sie war verschlossen.

„Da werden Sie sich wohl ein wenig gedulden müssen; meine Frau trägt den Schlüssel bei sich, sie ist gegangen, sich einmal die Brandstätte anzusehen und kommt erst in einer Stunde zurück.“

„In einer Stunde — das ist lang. Ich muß das Paket haben, es enthält wertvolle Dokumente; können Sie ausgehen?“

„Im Notfall, ja.“

„So gehen Sie und lassen Sie sich die Schlüssel von Ihrer Frau geben — ich lerne es Ihnen gut. Wollen Sie?“

„Sehr gern.“

„Wann können Sie wieder da sein?“

„In einer Viertelstunde bis zwanzig Minuten.“

„Gut; ich gehe indessen in ein Café, um zu frühstücken. Ich bin noch müde und sehr schwach. In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

Weilmann ging. „Der hat es aber eilig,“ dachte Hanke, stand auf und zog sich hastig an. Indem er noch den Rock zutöpfte, trat seine Frau schon wieder ein, sie hatte vergessen, Geld zu sich zu stecken und beabsichtigte doch, im Anschluß an ihren Spaziergang nach dem Brandplatz einige Einkäufe zu machen. Hanke eröffnete ihr das Ergehen des Lithographen, dessen Benehmen er zwar sonderbar, aber dem Wesen des Originals entsprechend fand.

Frau Hanke schloß sofort auf und nahm das Paket aus dem Schrank. Ihr Mann nahm es ihr aus der Hand und betrachtete es; der Umschlag war halb zerrissen, so daß der Inhalt teilweise durch die Ränder hindurch sichtbar war.

„Aha, da begreife ich seine Sorge,“ rief Hanke lachend, „das sind ja Hundertmarkscheine. Und der Narr hätte es diese Nacht in der Aufregung bald ins Feuer geworfen.“

„Und was für eine Menge!“ fügte seine Frau hinzu. „Der alte Hagestolz ist also doch reich. Wie viel mögen das sein?“

Hanke begann zu zählen. Plötzlich hielt er bestürzt inne. „Herrgott, da sind Scheine dabei, die noch ganz leer sind, aber ganz dasselbe Papier und dieselbe Größe — und hier welche, auf denen erst der Rand gedruckt ist.“

„Was bedeutet das?“ fragte Frau Hanke, ihren Mann betroffen anschauend.

„Ich weiß nicht, aber halt, ich will doch erst einmal die Papiere dem Polizei-Inspektor vorlegen. Die Sache kommt mir verdächtig vor, dazu die Haft, das Benehmen des Mannes, seine Angst — weist du, Bertha, sage ihm, wenn er kommt und ich noch nicht zurück bin, du hättest mir unterwegs die Schlüssel gegeben, ich sei aber vom Herrn Branddirektor behufs einiger Auskünfte aufgehalten worden.“

Mit diesen Worten verließ Hanke eiligen Schrittes das Haus. Der Polizei-Inspektor war eben erst wieder in seinem Bureau eingetroffen, als der Feuerwehrmann anlangte, und verhörte einige Angehörte der geschädigten Firma über die mutmaßliche Entstehungsurache des Feuers.

„Kein Zweifel, das ist die Ursache,“ sagte er. „Die jungen Leute, die noch gestern abend in die Niederlage gesandt wurden, um einige bestellte Facets herauszusuchen, sind mit dem Licht unvorsichtig umgegangen.“ — „Was wollen Sie, Hanke?“

„Herr Inspektor, kann ich Sie ein paar Minuten allein sprechen?“

„Ist die Angelegenheit wichtig?“

„Außerst dringend.“

„Kommen Sie herüber.“

Die beiden Männer zogen sich in ein Nebengemach zurück, wo Hanke dem Inspektor das Päckchen mit den nötigen Erläuterungen übergab.

Der Inspektor horchte auf und griff gespannt nach dem Paket, dessen Inhalt er einer aufmerksamen Prüfung unterzog. Endlich sagte er: „Kein Zweifel, Hanke, Sie haben da eine wichtige Entdeckung gemacht, Sie

haben den seit Jahren gesuchten Banknotenfälscher gefunden, dessen Schlaueit und Verschlagenheit bisher aller unsrer Bemühungen spottete, und dessen gemeingefährliches Treiben so lange die gesamte Geschäftswelt in Aufregung und Angst erhielt. Man wußte nicht einmal, wo man ihn ungefähr suchen sollte — hierher führte keine Spur, da er die Verwertung nur in sicherer Ferne und mit ungeheurem Raffinement betrieb. Falls sich, woran nicht zu zweifeln, der Verdacht bestätigte, so haben Sie sich die ausgelegte Belohnung von fünfhundert Mark verdient. — Also deshalb führte der Mensch das einsame Leben, mietete die entlegene Wohnung über der Niederlage, ließ sich für ein Original verschreiben und verbreitete die Meinung, er beschäftige sich mit phantastischen Erfindungen. Ungeklärt betrieb er unter dem Schutz dieser Gerüchte seine verbrecherische Thätigkeit. Gestern überraschte ihn der Ausbruch des Brandes bei seinen Arbeiten, er vermochte nicht schnell genug die verräterischen Werkzeuge aus dem Weg zu schaffen und fürchtete daher die Blicke derjenigen, die ihr Leben an seine Rettung wagten. Deshalb antwortete er nicht und sekte sich lieber der höchsten Gefahr aus. Als er sah, daß keine Möglichkeit des Verbergens seiner Geräte und Materialien mehr bestand, warf er sie lieber ins Feuer, um nicht durch sie verraten zu werden. Kommen Sie schnell, damit er nicht erst mißtrauisch wird, er muß auf der Stelle festgenommen werden!“

Unverzüglich begab sich der Inspektor mit Hanke und zweien seiner Leute in des Feuerwehrmannes Behausung. Hanke ging zuerst allein hinein, er fand den Lithographen schon mit höchster Ungeduld seiner wartend. Unter dem Vorgeben, den Schrank aufschließen zu wollen, verschloß er schnell die nach dem Nebenzimmer führende Thür, worauf er einen lauten Pfiff ausstieß. Erschrocken sprang Weilmann auf, aber schon sprangen Polizeibeamte herein, und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr war er in einer Minute überwältigt und gefesselt. Angesichts der gegen ihn vorliegenden Beweise blieb ihm nichts übrig, als ein offenes Geständnis abzulegen, woraus hervorging, daß der durchtriebene Gauner in Verbindung mit ein paar gewandten Complicen — einem Bankbeamten in der Residenz und einem im Ausland wohnhaften Kaufmann — schon seit acht Jahren sein verbrecherisches Gewerbe ausübte. Seine fachmännische Geschicklichkeit — er galt als der talentvollste Lithograph der ganzen Stadt — ermöglichte ihm die Herstellung wahrhaft bewundernswerter Fälschate, deren Erkennung als Imitationen nur einem sehr geübten Auge gelang. Ohne das zufällig in der Niederlage ausgebrochene Feuer wäre man ihm wohl noch lange nicht oder überhaupt nie auf die Spur gekommen. Er sowohl als seine Complicen ernteten im Zucht haus den Lohn ihres gemeingefährlichen Wirkens, während Hanke nicht nur die ausgelegte Belohnung, sondern auch noch in mancherlei anderer Gestalt verdiente Beweise der öffentlichen Dankbarkeit erhielt.

Amüsante Wissenschaft.

Wasser in einer Papierschale zum Kochen zu bringen. Man schneide aus starkem Papier eine Scheibe von 15 Centimeter Durchmesser aus. Dann nehme man ein Stück nicht zu dünnen Eisendraht, forme eines seiner Enden zu einem Ring von sieben Centimeter Durchmesser



Wasser in einer Papierschale zum Kochen zu bringen.

um, lasse das überschießende Stück Draht zunächst einen nicht zu steilen Bogen beschreiben, der dem Ring zum Träger dient und ihn in wagerechter Lage hält, und wickle es dann spiralförmig auf, jedoch so, daß die entstehende Spirale sich genau einer Kerze anlegt, über die man sie schiebt. Ist das geschehen, so höhlt man die Papierschale in der Hand etwas aus, damit sie eine

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Nach einer forschenden Zusammenstellung hat Kaiser Wilhelm bei seinen Jagdausflügen im vergangenen Jahre insgesamt 3563 Stück Wild erlegt. Den Hauptanteil hierzu lieferten die großen Hasenjagden mit 2750 Stück. Es folgten dann 346 Hasen, 168 große Sauen, 108 Kaninchen, 105 Damschäuler, 37 Rothirsche, 24 geringe Sauen, 6 Rebhühner, 4 Rebhühner, 4 Auerhühner, 3 Füchse, 2 Damschäuler und 6 Stück Verschiedenes. — Fürst Pleß hat in den ersten Tagen des Januar eine Wildzählung in seinen Forsten zu Pleß vornehmen lassen. Danach befinden sich in dem 11 000 Hektar umfassenden Gatter 399 Hirsche, darunter 7 Achtehender, 14 Sechzehnder, 50 Vierzehnder und 87 Zwölfehender; ferner 234 Alttiere, 79 Schmaltiere und 160 Kälber, im ganzen 872 Stück Hirsche und Wild. Im Jahre 1900 gelangten 92 Hirsche und 84 Stück Wild zum Abschuss.

Militär und Marine.

Die englische Armee besitzt nun neun Feldmarschälle und zwar: König Eduard, Kaiser Wilhelm, Herzog von Cambridge, Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, Lord Roberts, Lord Wolseley, Sir Linton Simons, Sir Frederic Haines und Sir Neville Chamberlain. Die sieben Admirale der Flotte sind: König Eduard, Kaiser Wilhelm, Earl of Clanwilliam, Sir Henry Keppel, Sir Algernon Lyons, Sir Frederic Richard und Sir Rowell Salmon.

Länder- und Völkerkunde.

Die Bevölkerung Norwegens ist kaum größer als die von Berlin, wenn man ein paar Vororte dazu rechnet. Die Volkszählung vom Dezember vorigen Jahres hat eine Kopzahl von 231 395 Personen ergeben, von denen 624 531 auf die Städte des Reichs, 1 606 864 auf die Landdistrikte entfallen. Seit der vorhergehenden Zählung vom 1. Januar 1891 hat sich demnach die Bevölkerung um 230 478 Personen oder 11,5 Prozent vermehrt. Recht stark ist das Anwachsen der städtischen Bevölkerung. Die zehnjährige Zunahme betrug in den Städten 30,6 Prozent, in den Landdistrikten 5,5 Prozent.

Verkehr.

Der gesamte Geldvorrat der Welt ist nach dem Jahresbericht des amerikanischen Münzdirektors am Anfang des Jahres 1900 mit 11 600 Millionen Dollars ermittelt worden. Davon war wenig mehr als ein Viertel ungedecktes Papiergeld. Der Gesamtgeldvorrat der Welt, der im Jahre 1873 ermittelt wurde, betrug sich auf 4 600 000 000 Dollars, wovon mehr als die Hälfte Papiergeld war, das nicht bis zum vollen Umfang seiner Zirkulation metallische Deckung hinter sich hatte. Was die Geldvorräte der einzelnen Länder anbetrifft, so wiesen bei Beginn vorigen Jahres die Vereinigten Staaten die größte Menge auf, nämlich 1 020 200 000 Dollars in Gold, 643 300 000 Dollars in Silber und 336 600 000 Dollars in ungedecktem Papiergeld. Nachdem kam Frankreich mit 810 600 000 Dollars Gold, 421 200 000 Dollars Silber und 194 100 000 Dollars ungedecktem Papiergeld. An dritter Stelle stand Deutschland mit 697 900 000 Dollars Gold, 208 400 000 Dollars Silber und 173 800 000 Dollars ungedecktem Papiergeld. An der vierten Stelle stand Großbritannien mit 486 700 000 Dollars Gold, 111 900 000 Dollars Silber (nur Scheidemünze) und 112 900 000 Dollars Papiergeld. Die relativ größten Mengen von Goldgeld entfielen auf Australien und die südafrikanische Republik.

Naturwissenschaftliches.

Eine neue Wetterkanone. Das Wetter- oder Hagelgeschießen, das heißt das Schießen mit besonderen Geschützen gegen die Wolken, um sie durch den Luftdruck zu zerstreuen, scheint sich immer mehr Anhänger zu erwerben. Neuerdings hat ein Züricher Medaileur, Herr Kanitz, eine neue Art von Geschützen für diesen Zweck erfunden, die wir den Lesern der „Illustrierten Welt“ im Bilde vorführen. Sie besteht aus einem Mörser mit Hinterladerladerverschluss und aus einem 9 Meter langen Schalltrichter, der mit dem Mörser fest verbunden ist. Das Ganze ruht in einer Lafette und kann beliebig hoch oder tief gestellt werden. Ebenso ist die Lafette nach jeder Seite hin drehbar und der ganze Apparat leicht zu transportieren. Die Bedienung ist sehr einfach, und ein Mann vermag in der Minute zwölf Schüsse abzugeben. Die jüngst in Zürich in Gegenwart von Abordnungen der Kantonsregierungen und landwirtschaftlichen Verbände vorgenommenen Versuche hatten ein so günstiges Ergebnis, daß noch in diesem Jahre mit der Aufstellung solcher Geschütze zur praktischen Erprobung begonnen wird.

Verordnungen und Entscheidungen.

Das Eindringen in fremde Wohnungen ist bekanntlich nach Paragraph 123 des Strafgesetzbuches als Hausfriedensbruch strafbar. Diese Bestimmung mögen sich umziehende Leser genau merken. Es kann nämlich vor-

kommen, daß der alte Mieter die Wohnung nicht freiwillig räumt oder am ersten Ziehtage dem neuen Mieter keine Gelegenheit zum Einstellen seines Mobiliars bietet. Da ist ja allerdings guter Rat teuer, denn so ohne weiteres auf der Straße oder im Hofe zu kampieren, ist doch eine unangenehme Sache. Die Annahme, man könne sich in solchen Fällen, auf den Mietskontrakt pochend, selbst Eintritt in die Wohnung verschaffen, da der alte Mieter zum Verweilen in derselben wegen Ablaufs seines Kontrakts kein Recht mehr habe, ist irrig. Selbst der Hauswirt, respektive sein bevollmächtigter Vertreter darf das nicht thun. So besagt ein reichsgerichtliches Urteil! Das einzige Mittel, den alten Mieter zu entfernen, besteht in der Ermittlung der durch den Mietskontrakt bedingten Miete. Wo bleibt aber der neue Mieter mit seinem Mobiliar? Auch dafür ist gesorgt. Der Wirt hat dem neuen Mieter laut Unterschrift auf dem Mietskontrakt von einem bestimmten Tag an, sagen wir vom 1. April, Wohnung zu gewähren. Ist ihm dies nicht möglich, indem der alte Mieter sich zum Beispiel weigert, die Wohnung zu räumen, so kann der neue Mieter während des Interregnums sein Mobiliar in einen Speicher einstellen, er selbst aber mit Familie und Dienstpersional in einem Hotel oder Gasthof Wohnung beziehen. Die Kosten hierfür hat nach reichsgerichtlichem Urteil der Wirt zu tragen, dem es dann freisteht, mit dem alten Mieter abzurechnen.



Kaspar Diethelm.

Litteratur.

Eine neue Serie von „Meyers Volksbüchern“ (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien; herausgegeben von Dr. Hans Zimmer) darf stets auf ein herzliches „Willkommen!“ seitens des Publikums rechnen, namentlich aber, wenn sie einen so abwechslungsreichen, gut durchgearbeiteten und wertvollen Lesestoff darbietet wie die soeben erschienenen Nummern. Aktuelles Interesse haben die „Chinesischen Novellen“ von Pu-fung-ling, die einen höchst unterhaltenden Einblick in die ganze Welt- und Lebensanschauung der Chinesen mit ihrem Gespensterglauben, ihrer Seelenwanderung, ihrer zeremoniellen Höflichkeit und so weiter gewähren. Zwei der berühmtesten Erzählungen Adalbert Stifters, „Bergkristall“ und „Brigitte“, enthalten weitere Nummern. Einen der bedeutendsten portugiesischen Erzähler lernen wir in Alberto Bragas vortrefflich überlegten „Dorfgeschichten“ kennen, das zweifelslos beste Lustspiel der gesamten russischen Litteratur in Nikolai Wassiljewitsch Gogols „Revisor“, einer überaus prägnanten Satire auf das russische Beamtenum Leben und Humor. Ebenfalls dem Gebiet der heiteren Muse gehören das fein durchgeführte, anmutige Lustspiel „Medizin für ein krankes Mädchen“ des Italiensers Paolo Ferrari und die reizende Kindergeschichte „Andrer Leute Kinder“ von John Gabberton an, während „Das deutsche Volkstum“ von Professor Dr. Hans Meyer und „Die Kometen und Meteore“ von Dr. M. Wilhelm Meyer wissenschaftliche Thematika in populärer Weise ansprechend behandeln. „Das Vermächtnis des Pedlars“ von Otto Ruppert endlich ist die Fortsetzung des bereits früher in den „Volksbüchern“ erschienenen Romans „Der Pedlar“ von demselben Verfasser. Der Preis jeder Nummer ist 10 Pfg.

Sport.

Auf je 36 Einwohner ein Fahrrad. So stellt sich in Frankreich nach der Statistik das Verhältnis. Interessant ist dabei, zu sehen, wie sich dieser Aufschwung vollzogen, und zwar waren angemeldet:

1894	203 026 Räder
1895	256 084 „
1896	329 816 „
1897	408 869 „
1898	483 414 „
1899	888 856 „

Für 1900 liegen die genauen Zahlen noch nicht vor. Doch sind es weit über eine Million Räder, die angemeldet waren. Da aber zweifelslos eine Menge Räder nicht angemeldet sind, manches Rad auch, in Familien zum Beispiel, doppelt und dreifach benutzt wird, so stellt sich die Zahl der radfahrenden Franzosen jedenfalls erheblich höher. Leider fehlt in Deutschland eine derartige interessante Statistik, doch ist anzunehmen, daß die Zahl der benutzten Fahrräder in Deutschland zwei Millionen noch erheblich übersteigt.

Statistisches.

Nach der vorläufigen Mitteilung des kaiserlichen statistischen Amtes zur Konkursstatistik gelangten im dritten Vierteljahr 1900 im Deutschen Reich 1765 neue Konkurse zur Zählung, gegen 1625 im dritten Vierteljahr 1899.

Das Ergebnis der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1900 ist folgendes: Kanton Zürich 430 135 Einwohner; Bern 586 918; Luzern 146 474; Uri 19 701; Schwyz 55 497; Unterwalden 28 368; Glarus 32 397; Zug 25 045; Freiburg 127 719; Solothurn 100 838; Baselstadt 112 246; Baselland 68 451; Schaffhausen 41 523; Appenzell 68 764; St. Gallen 250 066; Graubünden 104 510; Aargau 206 460; Thurgau 113 110; Tessin 142 719; Waadt 279 152; Valais 114 980; Neuenburg 125 804; Genf 131 674; zusammen 3 312 551 Einwohner. Es ist dies die Wohnbevölkerung; die Zahl der Ortsanwesenden betrug 3 327 207. Die Zunahme gegenüber der vorletzten Volkszählung (1888: 2 917 754) verteilt sich meist auf die industriellen Kantone.

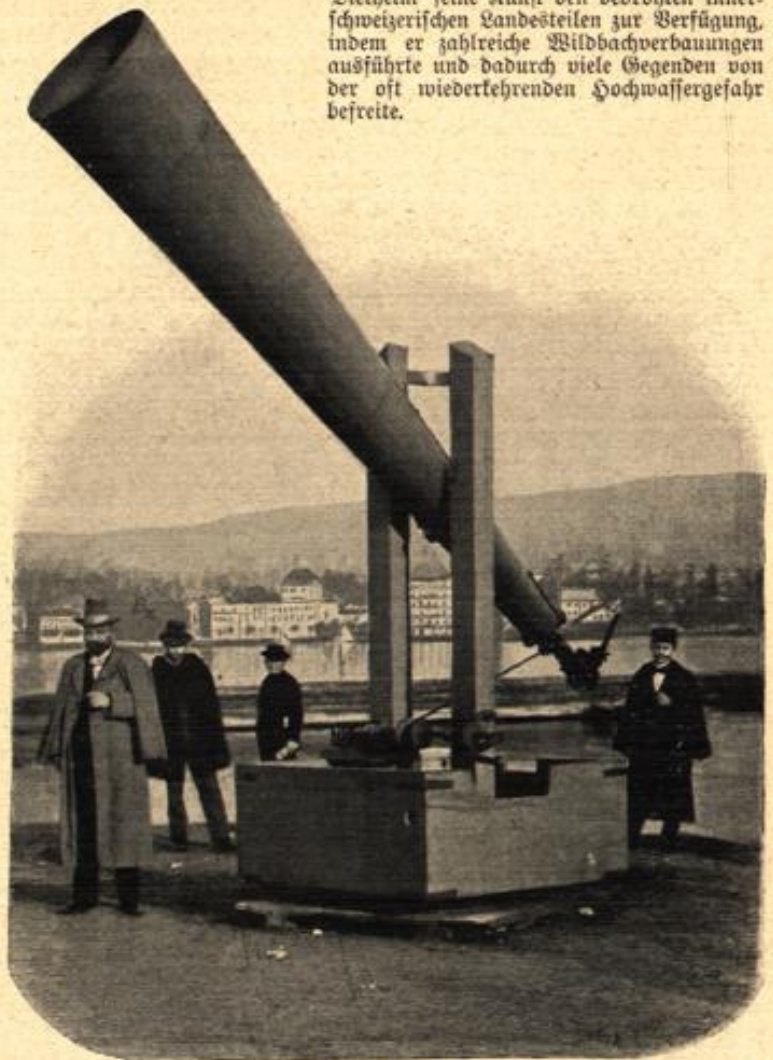
Miscellen.

Die Mythen der Zahl. Folgende, in ihren Ergebnissen eigenartige Rechnung findet sich im „Popular Astronomy“:

1 × 9 + 2 = 11
12 × 9 + 3 = 111
123 × 9 + 4 = 1111
1234 × 9 + 5 = 11111
12345 × 9 + 6 = 111111
123456 × 9 + 7 = 1111111
1234567 × 9 + 8 = 11111111
12345678 × 9 + 9 = 111111111
1 × 8 + 1 = 9
12 × 8 + 2 = 98
123 × 8 + 3 = 987
1234 × 8 + 4 = 9876
12345 × 8 + 5 = 98765
123456 × 8 + 6 = 987654
1234567 × 8 + 7 = 9876543
12345678 × 8 + 8 = 98765432
123456789 × 8 + 9 = 987654321

Gestorben:

Kaspar Diethelm. Im Alter von 86 Jahren starb in Sarnen im Kanton Unterwalden der Ingenieur Kaspar Diethelm, Erbauer zweier der berühmtesten schweizerischen Alpenstraßen. Er begann im Jahre 1857 das schon längst bestehende Projekt eines bequemen und kürzeren Zuganges zum Berner Oberland durch den Bau der heute noch gern begangenen Brünigstraße zu verwirklichen. Als diese Arbeit nach fünfjähriger Dauer vollendet war, harzte seiner eine noch größere Aufgabe, deren Ausführung seinen Namen für alle Zeit berühmt gemacht hat, nämlich der Bau der Furkastraße, die das Oberwald mit dem Herzen der Schweiz verbindet. Diese gewaltige Arbeit wurde in den Jahren 1862 bis 1865 ausgeführt. Weiterhin stellte Diethelm seine Kunst den bedrohten inner-schweizerischen Landesteilen zur Verfügung, indem er zahlreiche Wildbachverbauungen ausführte und dadurch viele Gegenden von der oft wiederkehrenden Hochwassergefahr befreite.



Die neue drehbare Wetterkanone.